

**Zeitschrift:** Traverse : Zeitschrift für Geschichte = Revue d'histoire  
**Herausgeber:** [s.n.]  
**Band:** 21 (2014)  
**Heft:** 3: Risiko! = Risique!

**Buchbesprechung:** Besprechungen = Comptes rendus

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 23.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

---

## Literatur zum Thema

### Comptes rendus thématiques

Christoph M. Koch

#### Risiko

Sozialwissenschaftliche, ökologische und systemtheoretische Perspektiven zur Unsicherheit

Lit Verlag, Berlin 2013, 240 S., € 34,90

Risiken und Katastrophen sind sehr präsente Themen – nicht nur in den Medien begegnet man ihnen häufig, sondern auch in der Forschung. Zahlreiche Natur- und Humanwissenschaftler wie Mathematiker, Ökonomen, Psychologen oder Soziologen leisten einen Beitrag zur Risikoforschung. Daraus entsteht eine grosse Anzahl von Begriffsdefinitionen, Konzepten und Modellen. Christoph M. Koch, wissenschaftlicher Mitarbeiter am Lehrstuhl für Geographische Entwicklungsforschung der Universität Bayreuth, will mit seinem Buch mehr Klarheit in die interdisziplinäre Vielfalt bringen. Das auf seiner Masterarbeit basierende Studienbuch hat zum Ziel, einen Überblick über die zentralen Begriffe, Perspektiven und Argumentationsstränge der verschiedenen Forschungstraditionen der Risikoforschung zu schaffen. Dazu beschreibt Koch verschiedene Modelle und Theorien in komprimierter Form und stellt sie einander gegenüber. Als übergreifendes Konzept dient ihm die Systemtheorie nach Niklas Luhmann.

Das Vorstellen der verschiedenen Forschungsperspektiven geschieht grundsätzlich auf einer übergeordneten Ebene ohne thematische oder lokale Beschränkung (zum Beispiel Naturrisiken, Technikrisiken). Auf Beispiele verzichtet der Autor, die einzige Ausnahme bildet ein einseitiger Exkurs zum Terrorismus als

Modernisierungsrisiko. (65) Der Leser soll seine eigenen Beispiele parallel zur Lektüre mitdenken. Ganz bewusst will Koch keine Plattform für den Austausch über Spezifika und unterschiedliche Risikoräume schaffen: Das Buch soll nicht den «richtigen» Umgang mit Risiken festlegen, sondern es dem Leser ermöglichen, die Diskurse besser einordnen zu können. Koch hofft, die Kommunikation zwischen den verschiedenen Forschungsperspektiven über die Fachgrenzen hinweg zu fördern.

Die Ausführungen zu den zentralen Sichtweisen und Themenbereichen der Risikoforschung sind in vier sich wechselseitig aufeinander beziehende Hauptteile gegliedert. Im ersten werden die wichtigsten Ansichten und Definitionen zu Risiko vorgestellt. Die grosse Präsenz des Themas sowie die Transdisziplinarität der Forschung führen dazu, dass die Begriffe oft vage, mehrdeutig oder fälschlicherweise synonym verwendet werden. Koch schafft Klarheit, indem er möglichst weitreichend gültige Begriffserklärungen festlegt und dabei auch allgemeine Charakteristika der einzelnen Begriffe vorstellt. Genauer beleuchtet werden Begriffe wie *Risiko* und *Gefahr*, aber auch *Sicherheit*, *Krise* und *Katastrophe*. Zudem beschreibt der Autor den Wandel des Risikos im Lauf der Zeit. Die Risiken unterscheiden sich dabei vor allem in ihrem Ausmass. Traditionelle Risiken sind begrenzt und individuell zurechenbar, neue Risiken zeitlich und räumlich entgrenzt, nicht rollenbezogen und nicht mehr versicherbar. Ihr Schadenspotenzial ist unbekannt, die Folgen möglicherweise katastrophal und generationenübergreifend.

Im zweiten Teil stellt Koch Erfassungsmöglichkeiten auf der Grundlage von Risikofunktionen vor. In mathematisch-ökonomischen Erklärungsansätzen werden die Risiken nicht nur identifiziert, sondern auch mit quantifizierbaren Messmethoden erfasst und somit vergleichbar gemacht. In verschiedenen Unterkapiteln beschreibt Koch mathematische und sozioökonomische Risikoformeln sowie sozialwissenschaftliche Modelle. Die einzelnen Zugänge werden jeweils kritisch betrachtet. Zu den sozioökonomischen Ansätzen gehören das *Pressure and Release Modell*, das *Access Modell* und das *Haushaltsmodell*. In diesen Modellen werden die rein auf «harte» Fakten ausgerichteten mathematischen Sichtweisen mit sozialwissenschaftlichen Komponenten verbunden.

Forschungsperspektiven zur Risikofähigkeit und zu den Auswirkungen gefährlicher Ereignisse werden im vierten Kapitel dargestellt. In den Modellen zu diesem Themenbereich stehen nicht nur die eigentlichen Ereignisse, sondern viel mehr die Rahmenbedingungen im Fokus des Interesses. Dabei werden auch komplexe Interaktionen und das Alltagshandeln erfasst. Koch beleuchtet verschiedene Konzepte und Aspekte der Verwundbarkeit wie Verwundbarkeitsphasen, verschiedene Dimensionen von Verwundbarkeit, Verwundbarkeitsdreiecke oder Regelkreise der Verwundbarkeit. Ausserdem wird der Verwundbarkeit die Resilienz gegenübergestellt und die Unterschiede der Konzepte werden herausgearbeitet. Verwundbarkeit und Resilienz sind – obwohl oft als Kehrseiten ein und derselben Medaille verwendet – kein begriffliches Gegensatzpaar.

Im letzten Hauptteil behandelt Koch den Umgang des Menschen mit Risiken, also die psychologischen und gesellschaftlichen Einflussfaktoren auf die Risikowahrnehmung, -einschätzung und -handhabung. Vorgestellt und miteinander

in Beziehung gesetzt werden ein kommunikationstheoretisches Modell (*Modell der sozialen Risikoverstärker*), ein psychologisches Modell (*Stress-Modell von Lazarus*) und ein kulturalistisches Modell (*Grid-Group-Modell*). Im Fazit greift Koch nochmals einige Risikoperspektiven auf und führt aus, dass ein Nebeneinander von Perspektiven sinnvoll ist, um einem holistischen Verständnis von Risiko näher zu kommen.

Zusammenfassend ist festzustellen, dass Koch in seinem Buch die verschiedenen Ansätze gut und verständlich vorstellt. Er präsentiert ein nützliches Überblickswerk, das die Kommunikation und Vernetzung zwischen den einzelnen Forschungsrichtungen fördern kann. Koch leistet damit einen wertvollen Beitrag zur Risikoforschung. Die von ihm geforderte Multiperspektivität wird durch die komprimierten Ausführungen erleichtert. Zur vertieften Beschäftigung mit den einzelnen Ansätzen bieten die vielen Literaturverweise eine gute Grundlage. Besonders nützlich erscheint das Buch auch für Einsteiger auf dem Gebiet der Risikoforschung. Die wichtigsten Definitionen und Aussagen der jeweiligen Ansätze sind in zahlreichen Tafeln zusammengefasst. Dies erleichtert die Lektüre des abstrakten Textes und ermöglicht es, das Buch auch als Nachschlagewerk zu verwenden. Das selektive Lesen wird zudem durch die Querverweise erleichtert. Christoph M. Kochs Vorhaben, die Grundzüge zentraler Sichtweisen der Risikoforschung aufzuzeigen und damit dem Leser das Einordnen der einzelnen Diskurse zu erleichtern, gelingt somit sehr gut.

Melanie Salvisberg (Bern)

**Richard C. Hoffmann**  
**An Environmental History**  
**of Medieval Europe**

Cambridge University Press, Cambridge 2014,  
 427 S., \$ 27,99

Das Verhältnis von Gesellschaften zur Umwelt ist ein brandaktuelles Thema, das keineswegs auf die Postmoderne beschränkt ist. Richard C. Hoffmann, einer der führenden Umwelthistoriker und Mediävisten Nordamerikas, widmet seine jüngste Monografie der Umweltgeschichte im europäischen Mittelalter. Ziel dieser 2014 in der Reihe *Cambridge Medieval Textbooks* erschienen Überblicksdarstellung ist es, die Beziehungen menschlicher Gesellschaften zu ihrer natürlichen Umwelt in Europa in der Zeit von 500–1500 aufzuzeigen. Das Buch ist das Ergebnis mehrerer Jahrzehnte Forschungs- und Lehrtätigkeit des emeritierten Professors an der York University in Toronto.

Die Monografie ist in zehn Kapitel unterteilt, die teils nach chronologischen, teils nach inhaltlichen Gesichtspunkten zusammengestellt worden sind. Einleitend stellt der Autor theoretische Ansätze vor, die das Verhältnis der Menschen zur Natur beschreiben und die sich auf das Mittelalter adaptieren lassen. Das erste Kapitel widmet sich gewissermassen der Vorgeschichte der natürlichen Umwelt des frühmittelalterlichen Menschen, wobei Hoffmann einen Bogen von der Steinzeit zu den Hochkulturen und Zivilisationen des Mittelmeerraumes schlägt. Der Autor beschreibt die natürlichen Einflüsse wie diejenigen des Klimas oder der eiszeitlichen Gletscher ebenso wie jene, die von menschlicher Hand stammten. Pflanzen, Tiere und Menschen passten sich wiederum an die veränderten Rahmenbedingungen an. Verschiedene Gesellschaften entwickelten dabei ganz unterschiedliche Strategien, um in ihrer Umwelt zu überleben. Das zweite Kapitel beschäftigt

sich mit der Zeit von 400–900, die hinsichtlich des langsamen Niederganges der römischen Zivilisation sowohl als Teil der Spätantike als auch als Teil des Frühmittelalters verstanden werden kann. In dieser Epoche spielten Klimaschwankungen, einschneidende Bevölkerungsrückgänge und ausgedehnte Migrationsbewegungen in vielen Teilen Europas eine grosse Rolle – Prozesse, die tief greifende Wirkung auf die natürliche Umwelt hatten und ihrerseits von dieser beeinflusst wurden. Neue Formen der Agrarverfassung und erhebliche Bevölkerungszunahmen führten in der karolingischen Zeit zu einschneidenden naturräumlichen Veränderungen.

Im folgenden Kapitel setzt sich Hoffmann mit der Beziehung der Menschen zur Natur als Teil der göttlichen Schöpfung auseinander. Er beschreibt, welche unterschiedlichen Vorstellungen von Natur in der 1000-jährigen Epoche des Mittelalters teilweise parallel zueinander existierten. Natur konnte als dem Menschen feindlich und untertan verstanden werden. Die Menschen fassten Naturerscheinungen auch als schicksalhafte Zeichen göttlichen Ursprungs auf. Nicht zuletzt war ein Austausch der Menschen mit der mildtätigen (allegorischen) Natur Teil der Vorstellungswelt. Mittelalterliches Naturverständnis ergab sich darüber hinaus aus direkten Naturbeobachtungen und dem Wunsch, diese zu verstehen. Hoffmann zeigt in diesem Kapitel zudem verschiedene Kontroversen in der Wissenschaft auf, die um das Verhältnis des mittelalterlichen Menschen zur Natur ausgetragen werden.

Das vierte Kapitel behandelt Landnutzung und menschliche Eingriffe in Landschaften. Viele noch heute erhaltene Landschaften haben einen mittelalterlichen Ursprung. Als besonders prägend erwies sich die Produktionsweise von Lebensmitteln, wobei sich diese lokal beträchtlich unterschied. Mit der wachsenden Bevölkerung nahm insbesondere die Bedeutung



des Getreideanbaus zu, weshalb die Bauern Wälder abholzten und zusätzliches Land unter den Pflug nahmen. Mitbestimmend für die Prägung der Landschaft waren auch die verschiedenen Formen der Agrarverfassung. Diese Umformungen der Landschaft führten unter anderem zu verstärkter Bodenerosion, dem Auswaschen von Nährstoffen oder dem Absinken des Grundwasserspiegels.

Mittelalterliche Bewirtschaftung, Ausbeutung und die Tragfähigkeit von Ökosystemen (das Konzept der «Nachhaltigkeit» wird von Hoffmann in der Einleitung vorgestellt) stehen im Zentrum der Kapitel 5 und 6. Der Autor widmet sich zunächst dem Verhältnis von Gesellschaften zu Pflanzen und Tieren im Ökosystem, bevor er auf die Wechselbeziehungen der Menschen mit der unbelebten Umwelt eingeht. Wie Hoffmann ausführt, waren alle vorindustriellen Gesellschaften im engsten Mass von der Sonnenenergie abhängig, die Biomasse durch die Photosynthese von Pflanzen herstellt. Dieser Vorgang war Grundlage jedes Agrarökosystems – in Nordeuropa ebenso wie im Mittelmeerraum –, auch wenn sich beide Regionen hinsichtlich dessen Umsetzung und mit Blick auf die Tragfähigkeit eindeutig unterscheiden. Unter den Kategorien der unbelebten Natur, zu denen Gesellschaften in Beziehung stehen, nennt Hoffmann Energie und verschiedene Techniken, um diese zu gewinnen, anorganische Rohstoffe und deren Ausbeutung sowie die urbane Ökologie.

Um das Verhältnis vom Menschen zur Natur im Mittelalter zu verstehen, muss ein Blick auf die Besitzformen und religiösen wie auch juristischen Vorstellungen von Besitz (der Natur) geworfen werden, wie dies in Kapitel 7 geschieht. Epidemien und Seuchen, die Menschen, Tiere und Pflanzen befallen, bilden den Inhalt des achten Kapitels. Der Autor beschreibt die Justinianische Pest, die Lepre, den

Schwarzen Tod Mitte des 14. Jahrhunderts, den Englischen Schweiss und die Malaria, und er legt besonders deren Verbreitung, Krankheitsverläufe sowie soziale und kulturelle Folgen dar. Im folgenden Kapitel diskutiert Hoffmann Erdbeben, Vulkanausbrüche und Klima. Phänomene, die sowohl als unkalkulierbare Naturgewalten wahrgenommen wurden wie auch als göttliche Zeichen. Weiter geht Hoffmann auf Methoden und Ergebnisse der Klimarekonstruktion ein, die auf historischen Quellen aufbauen. Im Verlauf des Mittelalters sind vor allem die Phasen der Mittelalterlichen Warmzeit und der Beginn der Kleinen Eiszeit sowie deren vielfältige Folgen zu nennen. Das letzte Kapitel wirft die Frage nach einem sinnvollen Abschluss des Mittelalters aus umwelthistorischer Perspektive auf.

Richard C. Hoffmann vermag es, mit seiner Publikation einen umfassenden Überblick zu Aspekten der mittelalterlichen Lebens- und Vorstellungswelt zu geben, die im Zusammenhang mit der natürlichen Umwelt stehen. Seine Erkenntnisse beschränken sich dabei nicht nur auf das Verhältnis vom Menschen zur Natur im engsten Sinn, sondern setzen die Ergebnisse in einen breiteren Kontext, der unter anderem die Wirtschafts-, die Sozial-, die Rechts- und die Mentalitätsgeschichte berücksichtigt. Die Überblicksdarstellung eignet sich dadurch sowohl als Einstieg in die mittelalterliche Umweltgeschichte, richtet sich aber auch an ein Fachpublikum, das mit den grundlegenden Fragestellungen bereits vertraut ist.

*Chantal Camenisch (Bern)*

Thilo Jungkind  
**Risikokultur und Störfallverhalten  
 der chemischen Industrie**  
 Gesellschaftliche Einflüsse  
 auf das unternehmerische Handeln  
 von Bayer und Henkel  
 seit der zweiten Hälfte  
 des 20. Jahrhunderts

Franz Steiner, Stuttgart 2013, 332 S., € 56,-

Inwiefern unterliegen Unternehmen den Vorstellungen und kulturellen Bedingungen der Gesellschaft, in der sie operieren? Diese Frage ist der Ausgangspunkt von Thilo Jungkinds Dissertation, welche die Risikokultur und das Störfallverhalten der chemischen Industrie in Deutschland während der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts in den Blick nimmt und versucht, «organisationswissenschaftliche, institutionen-ökonomische und kulturwissenschaftliche Konzepte miteinander» (303) zu verbinden. Anhand der Analysen von Quellen aus den Archiven der beiden Chemiekonzerne Bayer und Henkel zeichnet Jungkind die Implementierung vom Umweltschutzgedanken in die Managementstrategien der Unternehmen nach. Dabei fragt er nach dem Einfluss des gesellschaftlichen und politischen Umfeldes. Die Arbeit ist im Bereich der Unternehmensgeschichte anzusiedeln, erweitert aber deren klassische Elemente um kultur- und umweltgeschichtliche Perspektiven. Dieser methodische Zugang ermöglicht Jungkind eine Analyse der unternehmensinternen Risikokulturen vor dem Hintergrund eines sich wandelnden Sicherheitsbedürfnisses der Gesellschaft im Bezug auf Umwelt Risiken.

Jungkind macht im Bezug auf die Entwicklung der Risikokultur drei Phasen aus. Die erste Phase, unmittelbar nach Kriegsende, zeichnete sich durch eine «friedvolle Atmosphäre zwischen den Feldakteuren» und einen «ausgeprägten Fortschritts-optimismus» aus. (144) Obschon die Um-

weltbelastung durch die Chemiekonzerne evident war, regte sich kein nennenswerter Widerstand. Dem Primat einer liberalen Wirtschaftsordnung verpflichtet, hielt sich auch der Staat mit einschränkenden Interventionen zurück und vertraute im Bezug auf schädliche Immissionen den innerbetrieblichen Selbstkontrollen. Jungkind sieht die Ursache für die Abwesenheit von Umweltschutzprotesten und institutionellen Sicherheitsvorschriften sowohl in dem Wunsch nach einer baldigen Genesung der deutschen Wirtschaft nach dem Krieg als auch in einem allgemeinen Vertrauen in Technik und Wissenschaft begründet. Die «Gefahrenzuschreibungen an die teilweise starken Immissionen waren zu dieser Zeit schwächer als der Wunsch nach einer wieder erstarkten Industrienation, die, ausgehend von paternalistischen Unternehmen der chemischen Industrie, emporwachsen sollten». (66) Die Betriebe hatten keinen Anlass, ihre Risikokultur zu ändern, da Störfälle der chemischen Industrie als Kollateralschäden einer aufstrebenden Wirtschaft von der Bevölkerung und der Politik hingenommen wurden.

In den späten 1960er-Jahren sahen sich die Unternehmen durch eine Zäsur im Umweltdiskurs und in der Protestkultur herausgefordert. Hier setzt nach Jungkind die zweite Phase ein. Die Chemieindustrie büsste ihre privilegierte Position ein und wurde vermehrt mit staatlichen Forderungen und zivilgesellschaftlichen Protesten konfrontiert. Die Geschäftsleitungen versuchten zu Beginn dieser neuen Phase, die herkömmlichen Produktionsweisen über ihre traditionelle «Macht- und Deutungshoheit» (97) zu verteidigen, mussten aber bald einsehen, dass erhebliche Imageverluste nur über die Integration des Umweltschutzes in die Risikokultur der Unternehmen abgewandt werden konnten. Durch die politische Implementierung des Verursacherprinzips und die vermehrten Bürgerproteste gegen

die schlechten Umweltbedingungen in der unmittelbaren Nachbarschaft zu den Werken erfuhr die chemische Industrie einen normativen Auftrag zur Änderung ihres betriebsinternen Umgangs mit Umweltbelastungen. Die Industrie sah sich nun mit einem zunehmenden Fortschrittsmiss-  
trauen in der Bevölkerung konfrontiert. Obschon sich die Verantwortlichen der Industrie zunächst gegen die Forderungen zu wehren versuchten, begannen sich die Betriebe relativ rasch an die neue Situation anzupassen und Missstände im Bereich des Umweltschutzes zu beheben. Mithilfe verbesserter Kommunikationsstrategien, angepasster Organisationsstrukturen, kooperativem Verhalten gegenüber den Behörden und internen Schulungen gingen die Unternehmen in die Offensive, um den drohenden Imageverlust abzuwenden und den Umweltschutz in die eigenen Unternehmenslogiken zu integrieren.

Die Protestbewegungen radikalisierten sich während einer dritten Phase entlang der öffentlichkeitswirksamen Stör- und Unfälle von Seveso (1976), Tschernobyl (1986) und Schweizerhalle (1986) und bezichtigten die beiden Chemiebetriebe der inhaltsleeren Propaganda. Jungkind zeigt auf, wie die Unternehmen innerhalb von 20 Jahren ihre paternalistische Machtposition verloren und wie sie durch die Dämonisierung vonseiten der Protestbewegungen in eine Verteidigungsposition gerückt wurden. Obschon in den 1980er-Jahren die beiden Unternehmen eng mit den Behörden zusammenarbeiteten, um die Umweltschutzaufgaben zu erfüllen, riss der Protest der politisierten Umweltbewegung nicht ab. Innerhalb der Unternehmen hatte aber bereits in den 1970er-Jahren ein Umdenken hinsichtlich der Krisenkultur stattgefunden und der Umweltschutz wurde zu einem festen Bestandteil der Betriebslogik.

Jungkinds Arbeit überzeugt durch ihren stringenten und theoriegeleiteten Aufbau. Durch die quellen-nahe und

präzise Analyse werden die betriebsinternen Überlegungen hinsichtlich ihrer Risikokultur erlebbar, sodass die Managementstrategien vor dem Hintergrund ihrer kulturellen Rahmung selbst für betriebswirtschaftsferne Historiker nachvollziehbar werden. In Jungkinds Arbeit wird zudem der Strukturverlauf der Karriere eines gesellschaftlichen Problems erkennbar (vgl. Manuel Eisner, «Strukturen, Akteure, Deutungsmuster, Prozesse – ein theoretischer Rahmen», in: Manuel Eisner, Nicole Graf, Peter Moser (Hg.), *Risikodiskurse. Die Dynamik öffentlicher Debatten über Umwelt- und Risikoprobleme in der Schweiz*, Zürich 2001). Die Umweltbelastungen werden durch öffentlichkeitswirksame Promotoren ins Bewusstsein der Bevölkerung gerufen. Der sich darauf etablierende öffentliche Druck motiviert die Verursacher des Problems zu einer Anpassung ihrer Strategien. In diesem Fall kommt es zum Austausch von Experten und der Konflikt verlagert sich von der öffentlichen auf die rechtliche und wissenschaftliche Ebene und die Anpassungen werden vollzogen, jedoch genügen die Anpassungen einem Teil einer politisch verankerten Protestgruppe nicht und sie versucht, den öffentlichen Druck auf die Unternehmen aufrechtzuerhalten. Jungkind zeigt, dass die Unternehmen in dieser letzten Phase wieder kämpferischer auftreten, da sie die normativen Anregungen der behördlichen Institutionen implementiert haben und von dieser Seite vorerst keinen Druck mehr zu erfahren haben. Allerdings bleiben sie hinsichtlich möglicher Imageschäden in der Öffentlichkeit nach wie vor vorsichtig.

Jungkind verpasst es leider zu zeigen, wie sich die öffentliche Kritik auf das Verhalten der Konsumenten gewirkt hat. Speziell im Fall von Henkel, deren Produkte näher zum Endverbraucher stehen als jene von Bayer, liessen sich über Umsatzzahlen erhellende Einsichten über die Breitenwir-

kung der Proteste gewinnen. Überhaupt bleiben die Akteure der Protestbewegungen und der Politik etwas diffus. Dies liegt am Umstand, dass Jungkind seine Analyse auf die betriebsinternen Prozesse ausgerichtet hat. Ferner sind stellenweise einige Redundanzen zu beklagen.

Insgesamt liefert Jungkind eine sehr interessante und erhellende neue Unternehmensgeschichte, die den Spagat zwischen Wirtschafts- und Kulturgeschichte hervorragend meistert und die Entwicklung der Risikokultur in der chemischen Industrie in Deutschland in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts für den Leser erlebbar macht.

*Daniel Burkhard (Bern)*

**Cornel Zwierlein**  
**Der gezähmte Prometheus**  
**Feuer und Sicherheit zwischen**  
**Früher Neuzeit und Moderne**

Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 2011,  
 433 S., € 54,99

Die historische Katastrophenforschung erlebt seit der Jahrtausendwende einen regelrechten Boom, nicht zuletzt auch aufgrund der tagesaktuellen Diskussion um den Klimawandel und seine Auswirkungen sowie um extreme Naturereignisse und technische Katastrophen. Forschungen zur Frühen Neuzeit sind dabei besonders stark vertreten. Einen wichtigen Aspekt bei der Untersuchung von Extremereignissen stellt dabei die Frage nach dem Risikobewusstsein, nach Vorsorgestrategien und damit verbunden nach der Vulnerabilität beziehungsweise Resilienz einer Gesellschaft dar.

Cornel Zwierlein greift im Titel seiner Untersuchung, der überarbeiteten Fassung seiner Habilitationsschrift, auf ein Bild zurück, das der amerikanische Feuer-Historiker Stephen Pyne 1982 für die Charak-

terisierung spezifisch europäischer Feuerbeherrschung entworfen hat. Er spricht jedoch im Unterscheid zu Pyne nicht von einem «gefesselten Prometheus», sondern modifiziert den allegorisch-mythologischen Rückgriff zu einer «Zähmung des Prometheus», indem er nach der prospektiven Schaffung von Sicherheitsbedingungen seit der Frühen Neuzeit fragt, die den Möglichkeitsrahmen für die Entwicklung hin zum Versicherungswesen des 19. Jahrhunderts schufen. Der Begriff der Sicherheit steht somit im Fokus bei der Untersuchung der Genese, des Transfers und der Verbreitung des Versicherungsprinzips, das erst im Laufe des 19. Jahrhunderts den Weg zur heute üblichen Prämienversicherung fand. Feuer beschreibt Zwierlein als «ein Kippphänomen zwischen Natur und Kultur», (9) da die zahlreichen Stadtbrände des Mittelalters und der Neuzeit trotz ihrer oft anthropogenen Ursachen oft weniger als Kulturphänomen denn als Naturkatastrophe angesehen wurden und zwar auf allen Ebenen der Wahrnehmung – vom religiösen Bereich bis hin zum technisch-kameralistischen Verwaltungsdiskurs. Zwierlein weist auch auf die Beobachtung hin, dass in der Aufklärungskommunikation die Diskussion über Brandkassen und Feuerspritzen einen weit grösseren Raum einnahm als jene über Freiheit, Bürgerlichkeit oder öffentliche Meinung.

Während in der traditionellen Stadtgeschichtsforschung häufig die verheerendsten Stadtbrände als Schwellen hin zur «Moderne» angesehen werden, mit der es zu einer völligen Neuplanung des urbanen Raums gekommen sei, arbeitet Zwierlein vielmehr eine generelle Epochenschwelle um 1680/1700 heraus, da sich damals eine doppelte Konzeption von Sicherheit entwickelte, die sich zum einen in einer grösseren Sicherheit vor Bränden manifestierte und zum anderen in einer vor dem entstehenden finanziellen Schaden, indem man

eben versichert war. Leibniz unterschied in diesem Zusammenhang schon 1680 zwischen zwei Formen von Sicherheit und Vorsorge: der *real-assecuration* und der *verbal-assecuration*. Zur Verdeutlichung dieser postulierten Epochenschwelle legt Zwierlein seinen Fokus weniger auf die Institutionengeschichte von Feuerversicherungen als auf «die darin realisierten Denkrahmen und die so auszumachenden Differenzen und Kontinuitäten vom Spätmittelalter bis ins 19. Jahrhundert». (10) Er greift dabei auf ein beeindruckend breites Quellspektrum zurück und analysiert ebenso die umfangreichen Akten des Londoner *Sun Fire Office* wie juristische und kameralistische Traktatliteratur, frühneuzeitliche Predigten ebenso wie bildliche Darstellungen von Stadtbränden. Frühe probabilistische Studien der frühneuzeitlichen Versicherungsmathematik klammert er hingegen bewusst aus, da der Schwerpunkt auf der Genealogie von Naturkatastrophenbeobachtung und damit der Konzentration auf Feuerversicherungen liegt.

Der Aufbau der Argumentation ist klar gegliedert: Nach einer detaillierten Darstellung des Forschungsstands zur Naturkatastrophen- und Risikogeschichte sowie zur europäischen Versicherungsgeschichte nähert sich Zwierlein in seinen drei ersten Hauptkapiteln von drei Seiten der postulierten Epochenschwelle um 1680/1700 an: Erstens arbeitet er die Andersartigkeit von (Prämien-)Versicherungen zum Zeitpunkt ihrer Entstehung im Mittelmeerraum sowie mit der Diffusion nach Nordeuropa bis zum Ende des 16. Jahrhunderts heraus, indem er sie in ihren Funktions- und Kommunikationskontext des kaufmännischen Handelns der Zeit einordnet. Dabei sieht er insbesondere die Erörterung und Einordnung des Versicherungsvertrags in die Perspektive der *longue durée* als Desiderat. Zweitens beleuchtet er die Alltäglichkeit der Gefahr von Stadtbränden in der Vor-moderne, indem er ebenso auf die «Rea-

lität» eingeht (im Sinne von Feuerzyklen und Brandfrequenzen) wie auf die Wahrnehmung der Gefahr sowie auf Entwicklungstendenzen bei der *Feuerpolicey* und im Bauwesen. Als Beispiele für den letzten Aspekt dienen ihm dabei die bedeutende Reichsstadt Köln, deren Sicherheitsgefühl praktisch nie durch schwere Brandkatastrophen erschüttert wurde, die Stadt Hamburg, gleichsam «das deutsche Zentrum der Sicherheits-Innovationen» (163), das Neuerungen insbesondere durch den engen Kontakt mit ausländischen Städten wie Amsterdam übernahm, sowie Preussen, wo eine *Feuerpolicey* auf territorialer Ebene stattfand und die Provinzstädte unter der Verwaltung einer zentralen Generaldirektion standen, der es nicht nur um einen gut organisierten Wiederaufbau ging, sondern auch um eine zukunftsorientierte Stadtplanung auf dem Reissbrett zwecks «Melioration» des gesamten Landes. Drittens fokussiert Zwierlein seinen Blick konkret auf die Epochenschwelle kurz vor und um 1700. Er fragt, wie sich das Konzept von «Versicherung» damals veränderte, welche Funktionen es erfüllte und wie beziehungsweise warum zu diesem Zeitpunkt an mehreren Orten Nordeuropas dieser Transformationsprozess einsetzte. Dabei spielt auch der Blick auf das Verhältnis von Religions- beziehungsweise Konfessionskulturen und Versicherung eine wesentliche Rolle, auch wenn die entscheidenden Veränderungen erst nach dem konfessionellen Zeitalter wirkmächtig wurden. Zwierlein kommt dabei zu dem Schluss, dass in den konstitutionell-bürokratischen Staaten calvinistischer Prägung eine vorsorgende Sicherheitsproduktion durch Wirtschaftsinstitutionen (Handels-gesellschaften) dominierte, im lutherischen Bereich mit seinen absolutistisch-bürokratischen Staaten eine vorsorgende Sicherheitsproduktion durch staatliche Institutionen, während im katholischen Kulturraum mit seinen absolutistisch-

patrimonialen Staaten eher eine nachsorgende Sicherheitsproduktion durch kirchlich-karitative Institutionen zu beobachten ist.

Die Zeit nach der Epochenschwelle und die Entstehung einer «sicheren Normal-Gesellschaft», in der Feuer und Naturkatastrophe als Ausnahmen bleiben und «de facto Einschnitte in den idealisiert konstruierten Normalfall sind», (42) wird in einem weiteren Hauptkapitel analysiert. Anhand von kameralistischer Literatur arbeitet Zwierlein heraus, was für eine Gesellschaftstheorie mit den Versicherungen und der Sicherheitsproduktion durch sie seit dem 18. Jahrhundert verbunden war. Dabei ist gerade für den deutschsprachigen Raum in der Theorie wie in der Praxis ein direkter Weg hin zu einem «Vorsorgestaat» (François Ewald) zu erkennen; an die Stelle der früheren Gefahren- und Solidargemeinschaften traten Risikogemeinschaften.

Das abschliessende Kapitel zur Globalisierung von Sicherheitsregimen, das sich auf die Beispiele Hamburg (vor und nach dem verheerenden Stadtbrand von 1842), Istanbul (schwerster Stadtbrand 1865), Bombay, Kalkutta und New York stützt, ist wohl in erster Linie als Ausblick gedacht, doch steht es mit der Hauptfrage-

stellung und der plausibel gemachten Epochenschwelle im Sicherheitsdenken um 1680/1700 nur mehr in einem losen Zusammenhang, zumal die globale Tätigkeit europäischer Versicherer im 19. und 20. Jahrhundert mit ganz anderen Herausforderungen und Rahmenbedingungen konfrontiert war als in den frühneuzeitlichen Städten im nördlichen Europa.

Zwierleins Argumentation ist durchgehend einleuchtend und mit einer grossen Fülle von zum Teil noch nie näher ausgewertetem Quellenmaterial belegt, das in Auszügen auch im Haupttext wiedergegeben wird, etwa Predigten und Gedichte zur Wahrnehmung der frühneuzeitlichen Feuergefahr. Auch eine Reihe von anschaulichen Grafiken dient zur quantitativen Verdeutlichung, ein wie wesentliches Element des vormodernen Alltags Stadtbrände darstellten. Mitunter hätten eine etwas vereinfachte Satzstruktur sowie ein sparsamerer Umgang mit pointierten Wortschöpfungen die Lesbarkeit des Buches erleichtert, aber insgesamt ist die Studie gut und mit grossem Gewinn zu lesen. Ein wichtiger Beitrag zur Geschichte von Stadtbränden, zum Feuerversicherungswesen sowie zur Risikoforschung allgemein!

*Christian Rohr (Bern)*



---

## Allgemeine Buchbesprechungen

### Comptes rendus généraux

#### Stadtgeschichte im Fokus

Walter Hochreiter et al.  
**Drinnen – Draussen – Dabei**  
Die Geschichte  
der Stadt Rheinfelden

verlag regionalkultur, Heidelberg 2013, 336 S., Fr. 48.–

Laurent Auberson et al.  
**Bieler Geschichte**  
Bd. 1: Von den Anfängen bis 1815  
Bd. 2: 1815 bis heute

David Gaffino et al.  
**Historie de Bienne**  
Vol. 1: Des origines à 1815  
Vol. 2: De 1815 à nos jours

Hier und Jetzt, Baden 2013, 1030 S., Fr. 120.–

Erwin Eugster (Hg.)  
**Winterthurer Stadtgeschichte**  
Bd. 1: Von den Anfängen bis 1850.  
Zwischen Rot und Blau – Habsburg,  
Zürich oder Autonomie  
Bd. 2: Von 1850 bis zur Gegenwart.  
Zwischen Dampf und Bytes –  
Technik, Kultur, Innovation

Chronos, Zürich 2014, 820 S., Fr. 80.–

Stadtgeschichtsschreibung ist nach wie vor populär. Die Selbstvergewisserung in ihrer eigenen Geschichte ist es vielen Städten wert, umfangreiche, forschungsbasierte Geschichtsprojekte zu initiieren und zu finanzieren. Die Städte wollen aus ihrer Geschichte identitätsstiftende Merkmale für die Gegenwart schöpfen. Dabei kommen unterschiedliche Konzepte zum Einsatz. In der Folge sollen drei, vor Kurzem erschienene Werke einem Vergleich unterzogen werden: die kompakte Geschichte

der Stadt Rheinfelden und die beiden umfangreichen, zweibändigen Werke aus Biel und Winterthur. Der Schreibende selbst ist in ein Projekt für eine neue Geschichte der Stadt Baden involviert (erscheint Frühling 2015) und hat die Bieler Geschichte in der Schlussphase verlegerisch mitbetreut.

Allen drei Projekten gemeinsam ist, dass nicht mehr der jahrelang forschende Alleinautor mit der Erarbeitung beauftragt wird, sondern ein Team von Epochen- oder Themenspezialisten die Arbeit in auch zeitlich begrenzten Projekten umsetzen. Dass diese Werke heute mit attraktiver Bebilderung und in aufwendiger Gestaltung daherkommen, ist selbstverständlich. Sowohl in Biel wie in Winterthur stammt ein wesentlicher Teil der Finanzierung aus privaten Quellen (Stiftungen, Firmen).

Zuerst zum kompakteren der drei Werke, das auch eine vergleichsweise kleinere Stadt betrifft: Rheinfelden. Kompakt heisst, dass in vielen Bereichen naturgemäss wenig Platz für die Darstellung zur Verfügung stand und deshalb Schwerpunkte zu setzen waren. Der Leser, der detailreiche Geschichten aus seiner Stadt erwartet, wird dabei teilweise enttäuscht, die Leserin, die sich einen Überblick über die Geschichte ihrer Stadt erhofft, wird zufrieden sein. «Drinnen, draussen, dabei» wird als Motto vorangestellt und soll die spezielle Lage der Stadt in einem über Jahrhunderte sich verändernden Grenzraum thematisieren; zweifellos ein gelungener Zugang. Das Projekt ist denn auch in seiner Organisation grenzüberschreitend angegangen und umgesetzt worden.

Stadtentstehung, Mittelalter und Frühe Neuzeit umfassen ein gutes Drittel des



Buches, das 19. und 20. Jahrhundert knapp zwei Drittel. Dies entspricht dem heutigen Verständnis von Stadtgeschichtsschreibung, das der jüngeren Geschichte weit mehr Platz einräumt, als dies Karl Schib in seiner Rheinfelder Geschichte von 1961 noch machte. Schibs solides Werk kann so neben der neuen Stadtgeschichte bestehen bleiben.

Die Rheinfelder Geschichte setzt in spätrömischer Zeit ein, verzichtet also auf ein Kapitel zur Ur- und Frühgeschichte. Den Mediävisten wird es schmerzen, dass für die Schilderung der Stadtentstehung unter den schwäbischen Herzögen der Rheinfelder und Zähringer wenig Platz zur Verfügung stand. Gelungen ist der Mix aus dem Narrativ der politischen Geschichte, das den Pfad auslegt, und den alltagsbezogenen Tiefenbohrungen (Sondertexten), die Stadtgeschichte konkret erlebbar machen.

Die Grenzlage der Stadt wird in den folgenden Schwerpunktkapiteln zurzeit um 1800, zum 19. Jahrhundert und zur Kriegs- und Krisenzeit der Weltkriege deutlich. Hier erhält die Rheinfelder Stadtgeschichte Relevanz, die weit über das Lokale hinausgeht. Integration und Ausschluss der Doppelstadt in dieser Zeit sind nicht nur für die Geschichte des Aargaus, sondern auch für die Schweizer Geschichte als Ganzes von Bedeutung. Der rasante Wandel der Stadt nach 1945, die Wiederzuwendung zum deutschen Nachbarn und die Nähe zu Basel – die seit dem Mittelalter von spezieller Bedeutung war – sind Schwerpunkte im letzten Kapitel.

Dem Autorenteam ist eine kompakte und übersichtliche Stadtgeschichte gelungen, die der Bevölkerung Rheinfeldens eine Handhabe gibt, sich in nützlicher Frist ein Bild über die Geschichte ihrer Stadt zu machen. Es ist zu hoffen, dass die Rheinfelderinnen und Rheinfelder trotz des blassen und unpräzisen daherkommenden Umschlags zum Buch greifen werden.

Die Bieler Geschichte geht auf eine im Jahr 2008 gestartete Initiative zurück. 1999 war zwar ein stadtgeschichtliches Lexikon erschienen, eine Gesamtdarstellung zur Geschichte der Stadt fehlte aber seit der Mitte des 19. Jahrhunderts. Das schwergewichtige, über 1000 Seiten starke Werk ist integral zweisprachig erschienen; in Biel eine sprachpolitische Notwendigkeit.

Der etwas umfangreichere erste Band umfasst die Zeit von der Ur- und Frühgeschichte bis zum Wiener Kongress, der zweite Band das 19. und 20. Jahrhundert. Beide Bände sind im Grund chronologisch aufgebaut und orientieren sich mehrheitlich an der politischen Geschichte. Alltagsgeschichtliche Momente werden vor allem über zahlreiche thematische oder personenbezogene Kastentexte und Illustrationen eingefangen.

In anderer Form als in Rheinfelden ist auch in Biel die Grenzlage der Stadt als roter Faden ersichtlich: Grenzlage in Bezug auf die Sprache und die Konfession (Zugehörigkeit zum katholischen Fürstbistum Basel als reformierte Stadt). Die Suche nach Souveränität und Autonomie ist ein zweites wichtiges Merkmal der Geschichte der Stadt, vor 1800 gegenüber dem Fürstbistum, nach 1800 in Bezug auf die Integration in den Kanton Bern. In der Neuzeit stechen die Kapitel über die Industrialisierung und über das Rote Biel heraus. Sie bieten exemplarisches Material zur Schweizer Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts, bis hin zu den Krisen und Umbrüchen seit den 1970er-Jahren. Der Weg Biels zur Industriestadt (Textil- und Uhrenindustrie) beinhaltet viele Themen, die typisch für die schweizerische Entwicklung sind. Das Rote Biel der Zwischenkriegszeit ist ein geradezu idealtypisches Beispiel für die Emanzipation der Linken in der Schweiz.

Mit über 800 Bildern ist die Bieler Geschichte reich illustriert. Der umfangrei-

che Stoff und die vielen Bilder erschweren es aber teilweise, Schwerpunkte zu erkennen. Das Buch wird so enzyklopädisch und zum Nachschlagewerk. Leserinnen und Leser, die eine rasche Orientierung über die Geschichte der Stadt Biel suchen, werden es schwerer haben. Man wird das Werk anders lesen müssen, gezielt, nach Interessenschwerpunkten, kaum von Anfang bis Schluss. Wie bei Rheinfelden hat die Zeit und Energie leider nicht mehr für ein Register gereicht.

Trotz dieser kleinen Kritik, die letztendlich dem Konzept geschuldet ist, hat das Autorenteam eine grosse Teamleistung vorgelegt. Die Bieler Geschichte wird zum wichtigen Baustein der Geschichte Berns, des Juras und zum Verständnis des Verhältnisses von Deutschschweiz und Romandie.

Ein auf den ersten Blick ähnliches Konzept wie Biel verfolgt die Winterthurer Geschichte: zwei Bände, umfangreicher Stoff, über 700 Bilder, zahlreiche Kasten-  
texte. Der Schwerpunkt liegt mehr auf dem 19. und 20. Jahrhundert. Der erste Band ist stärker chronologisch, der zweite primär thematisch ausgerichtet. Die thematische Vertiefung spielt aber bei beiden Bänden eine wesentlich grössere Rolle als bei der Bieler Geschichte.

Aus der Gegenwart betrachtet sind die beiden Städte vergleichbar: beide nicht Kantonshauptorte, aber für Schweizer Verhältnisse ansehnlich grosse Städte, beide mit starker industrieller Tradition, die in den letzten Jahrzehnten unter der Transformation gelitten haben. Und dennoch sind auch deutliche Unterschiede auszumachen. Winterthur hält lange treu zu Habsburg-Österreich und bleibt mit der Integration in den entstehenden Zürcher Stadtstaat ein «politisches Leichtgewicht». Biel kann sich hingegen lange in einer halb-souveränen Rolle halten. Für Winterthur ist das mehr oder weniger gespannte Verhältnis zu Zürich bis heute ein zentrales

Element seines Selbstverständnisses. Das demokratische Zwischenspiel in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts – der Sturz des Systems Escher – wird bis heute in der Erinnerung hochgehalten.

Die thematischen Kapitel im zweiten Band betreten in Teilen methodisches und inhaltliches Neuland. Das Kapitel zu Siedlungsentwicklung und Städtebau fokussiert stark auf die Wohnbaupolitik von Gemeinde und Privaten. Die Bedeutung der Eingemeindungen auf dem Weg zur heutigen Stadt wird deutlich gemacht. Das Kapitel zur Politik wird zum wichtigen Beitrag zur politischen Geschichte des Kantons Zürich, das Wirtschaftskapitel schreibt ein zentrales Stück Schweizer Wirtschaftsgeschichte. Kapitel zum religiösen Wandel, zur Integration der Zuwanderer nach 1950, zu Vereinswesen, Ferienkolonien und Festen und schliesslich zur Kunst beschreiben wichtige Aspekte bürgerlich-urbaner Kultur im 20. Jahrhundert. Es sind Abschnitte, die Leserinnen und Leser stark mit der Gegenwart verknüpfen können und so wohl auch einen einfacheren Zugang finden werden.

Trotzdem bleibt auch die Winterthurer Geschichte im Kern ähnlich wie Biel enzyklopädisch angelegt, umfangreicher Stoff mit vielen, wenig gewichteten Bildern: auch hier eine eher als Nachschlagewerk angelegte Stadtgeschichte.

Ähnlich wie bei den in den letzten Jahren erschienenen Kantongeschichten (Schwyz, St. Gallen, Basellandschaft als Beispiele) sind auch in den neueren Stadtgeschichten die umfassenden, fast monumentalen und repräsentativen Konzepte nach wie vor gefragt. Wie stark auch das Publikum diese Werke nachfragt, wird sich zeigen. Und wie und ob überhaupt solche Werke gelesen oder rezipiert werden, darüber ist kaum etwas bekannt. Rheinfelden hat den Weg zu einer etwas kompakteren Stadtgeschichte gewählt, allerdings konzeptionell ähnlich wie die beiden anderen

hier besprochenen Werke. Sie werden zu messen sein an den geplanten Übersichts-  
werken zu Baden (Fabian Furter, Bruno  
Meier, Andrea Schaer, Ruth Wiederkehr)  
und Luzern (Beatrice Schumacher), die  
beide mit einer Zielgrösse von 250 Seiten  
im Jahr 2015 erscheinen werden.

*Bruno Meier (Baden)*

Beat Brodbeck, Martina Ineichen,  
Thomas Schibli

### **Geschichte im virtuellen Archiv**

Das Archiv für Agrargeschichte als  
Zentrum der Geschichtsschreibung  
zur ländlichen Gesellschaft

Hier und Jetzt, Baden 2012, 174 S., Fr. 49.–

Im August vergangenen Jahres fand in  
Bern die erste grosse internationale Tagung  
der 2010 gegründeten European Rural His-  
tory Organisation (EURHO) statt. Dass die  
Schweiz als Austragungsort gewählt wur-  
de, war kein Zufall. Denn seit Jahren erlebt  
die schweizerische Geschichtsschreibung  
zur ländlichen Gesellschaft einen Auf-  
schwung. Die Schweizerische Gesellschaft  
für ländliche Geschichte (SGLG) und das  
Archiv für Agrargeschichte (AfA) sind  
wesentlich an dieser Entwicklung beteiligt.

Die 2012 erschienene *Geschichte im  
virtuellen Archiv* blickt auf die junge Ge-  
schichte des Archivs für Agrargeschichte  
zurück und bietet Einblick in dessen Tätig-  
keiten. Veröffentlicht wurde das Buch in  
der Reihe *Studien und Quellen zur Agrar-  
geschichte* und beinhaltet einen Text zur  
Institutionalisierung des AfA, einen Text  
über das Forschungsprojekt zur agra-  
risch-industriellen Wissensgesellschaft,  
Bestandsanalysen derjenigen Archiv-  
bestände des AfA, die seit der Publikation  
des zweiten Reihenbandes erschlossen  
worden sind, Informationen über den  
Inhalt der drei vom AfA unterhaltenen  
Online-Portale sowie eine vollständige

Liste aller bisher vom AfA erschlossenen  
165 Archivbestände.

Beim 2002 gegründeten Archiv für  
Agrargeschichte handelt es sich um ein  
virtuelles Archiv. Virtuell heisst nicht,  
dass das AfA digitale Daten statt Papier-  
dokumente archiviert. Doch anders als ein  
«richtiges» Archiv verfügt das AfA nicht  
über einen Lesesaal oder ein Magazin,  
sondern lagert die Dokumente dezentral,  
indem es öffentlichen und privaten Archi-  
ven oder den Besitzern die Aufbewahrung  
der Materialien überlässt. Erschlossen  
werden agrarhistorisch relevante Bestände  
von Organisationen, Firmen und Privaten  
aus dem 19. und 20. Jahrhundert. Im Ge-  
gensatz zur eher rückläufigen Forschungs-  
tätigkeit der «richtigen» Archive, stellen  
Wissensvermittlung und wissenschaftliche  
Forschung einen wichtigen Pfeiler des AfA  
dar.

Entstanden ist die Idee, ein Archiv  
für Agrargeschichte zu gründen, in den  
1990er-Jahren. Wie fast überall in West-  
europa, stieg auch in der Schweiz das  
historische Interesse am Agrarsektor und  
der ländlichen Gesellschaft. Im Gegensatz  
zu Ländern wie Grossbritannien, Spani-  
en, Frankreich oder Deutschland, wurde  
jedoch in der Schweiz die Forschung zur  
ländlichen Gesellschaft nicht universitär  
institutionalisiert, sondern drohte im Ge-  
genteil in ein «institutionelles Vakuum»  
zu fallen. Umso erfreulicher war, dass  
2002 ohne Unterstützung der öffent-  
lichen Hand das AfA gegründet und die  
Agrargeschichte auch in der Schweiz  
institutionalisiert wurde. Seither wurden  
165 Archivbestände von rund 1400 Lauf-  
metern Unterlagen erschlossen und der  
Forschung zugänglich gemacht, die Find-  
mittel sind online einsehbar. Die vom AfA  
geleistete Forschung wird international  
wahrgenommen. Ein Beispiel solcher vom  
AfA geleisteten Forschung wird im Kapitel  
*Die agrarisch-industrielle Wissensgesell-  
schaft im 19./20. Jahrhundert* vorgestellt.

Das Forschungsprojekt fragt aus einer «wissensgeschichtlichen Perspektive nach der Genese und Entwicklung der agrarisch-industriellen Wissensgesellschaft in der Schweiz im 19. und 20. Jahrhundert». Zwar wirkt dieses Kapitel im inhaltlichen Konzept des Buchs etwas erratisch. Doch schliesslich geht es in der Reihe *Studien und Quellen zur Agrargeschichte* auch nicht primär um inhaltliche Stringenz, sondern darum, einen «kontinuierlichen Einblick» in die Tätigkeiten des AfA zu bieten.

Daran anschliessend folgt der Hauptteil des Buches: Die drei Online-Portale (Quellen, Personen, Bild- und Tondokumente) werden vorgestellt und die Bestandsanalyse der 2007 bis 2012 erschlossenen Quellenbestände ist abgedruckt. Zu den einzelnen Beständen erhält man die wichtigsten Informationen: Standort der gelagerten Dokumente, Zeitraum der Unterlagen, Art und Umfang der Materialien, Abstract usw. Eine vollständige Liste aller vom AfA erschlossenen Archivbestände komplettiert das Buch und bietet damit eine umfangreiche Übersicht zu den Beständen und Aktivitäten der AfA.

Adrian Zwahlen (Gossau SG)

**Bertrand Forclaz (ed).  
L'expérience de la différence  
religieuse dans l'Europe moderne  
(XVIe–XVIIIe siècles)**

Editions Alphil-Presses Universitaires Suisses, Neuchâtel, 2013, 412 p., fr. 49.–

This collection of essays brings together 18 papers that were originally presented at a colloquium held at the University of Neuchâtel in 2010. As its title suggests, the volume does indeed cover the entire early modern period, with an emphasis on the 16th and 17th centuries. No attempt is made to cover all of Europe, and rightly

so. Although the essays have a fairly wide geographic range, a majority of them focus on the part of Europe running from Switzerland up to the Low Countries. In fact, it is surely no coincidence that regions close to the site of the colloquium receive considerable attention: the county of Neuchâtel, the prince-bishopric of Basel, Lorraine, Franche-Comté, the county of Sarrewerden, Berne and its Mandated Territories. These are very interesting, understudied regions, and the complexity of the political and religious borders that run both between and through them is an important part of the book's subject.

That subject is "the experience of religious difference". One essay, by Andreas Nijenhuis, treats a trip to the Dutch Republic by a Parisian canon, who there meets the famous rabbi Menasseh ben Israel, among other remarkable figures. Another essay, by Philippe Martin, describes the pilgrimage made to Jerusalem by a Benedictine monk from Lorraine, who along the way encounters eastern orthodox Christians as well as Muslims. Otherwise, the term "religious difference" in the book's title refers to the different Christian confessions that formed in the wake of the Protestant and Catholic Reformations, above all to the division between Protestants on the one hand and Catholics on the other. How was this division experienced? The concept of "experience" is an elusive one. In his introduction to the volume, Willem Frijhoff traces the historiographic developments that have led scholars to embrace "experience" as a useful analytic category; in his conclusion, Olivier Christin explores some of the different dimensions of "experience", which are indeed multiple and various. Though Christin does not put it quite this way, experience can be collective or individual; it can refer to social practices or discursive formations; it takes place always in a complex, sometimes tense relationship to norms and rules; and

it entails, seemly always, both the constitution and transgression of boundaries. The editor has attempted to make order of this diversity by organizing the volume in four parts, one of which takes as its theme the regulation of religious difference, while another treats the transgression of confessional frontiers. However, there is no attempt to separate out collective from individual experience, or social practices from discursive formations, and a majority of essays in the volume explore, or at least touch on, more than one dimension of "experience". This gives the volume the character of a *mélange*. The last section of the volume treats the experience of clergy as a separate category, but nowhere does the volume address the question whether and how the experience of clergy really was distinct from that of laypeople.

The methodologies and sources used in the volume, as well as the aspect of "experience" addressed, vary greatly from one essay to the next. At one end of the spectrum is a piece by Laurent Jalabert. He offers a quantitative analysis of the wealth, occupational structure, and office-holding patterns of Catholics, Lutherans, and Reformed Protestants in the county of Sarrewerden. In the clear differences between groups (with Lutherans enjoying a privileged position) he finds a "*frontière confessionnelle [...] qui s'ancre dans la vie quotidienne*". (205) At the other end of the spectrum, perhaps, lies an essay by Pierre-Olivier Lécho, who analyzes the historical writings of the Palatine theologian Heinrich Alting to show how the attempts of Reformed Protestants in the Palatinate to claim protection under the terms of the Peace of Augsburg led Alting to a kind of "historiographic irenicism" in which history was "de-theologized". These two extremes of quantitative social history and pure intellectual history are not typical, though. The essays by Nijenhuis and Martin mentioned above, as well as

those by Karine Crousaz, Marco Jorio, and Kirstin Bentley draw on memoirs, letters, chronicles, and other personal documents to reconstruct the experience principally of individuals. Bentley's account of Catherine Perregaux-von Wattenwyl's "liminal self-fashioning" is particularly suggestive. Essays by Fabrice Flückiger, Françoise Moreil, Michèle Robert, Lionel Bartolini, Mathilde Monge, and Jean-Daniel Morerod emphasize collective over individual experience. Relying on governmental and church records, they approach "experience" through a wide variety of mostly public phenomena: public disputations, parity arrangements, ecclesiastical discipline, subject-ruler relations, practices of inclusion/exclusion, cooperation between a minister and an inquisitor. Bertrand Forclaz, in his essay on the prince-bishopric of Basel during the Thirty Years War, achieves in his essay a remarkable synthesis of individual and collective perspectives. Christophe Duhamelle contributes a convincing new interpretation of the adoption in 1700 by the Protestant states of the Holy Roman Empire of the "improved Julian" calendar, which coincided with but was not the same as the Gregorian. Duhamelle argues that the adoption entailed the "displacement" (113) rather than the disappearance of the Protestant-Catholic confessional divide in matters calendrical.

Almost without exception, the quality of the essays in the volume is high, and anyone interested in the early modern history of religious divisions, religious coexistence, tolerance/intolerance, the formation of confessions, confessional politics, or the relation between religious and political borders will find much of interest in this volume.

*Benjamin J. Kaplan (London)*



**Renger de Bruin,  
Maarten Brinkman (Hg.),  
unter Mitarbeit von Alexander Jordan  
Friedensstädte  
Die Verträge von Utrecht, Rastatt  
und Baden 1713–1714**

Centraal Museum, Utrecht; Wehrgeschichtliches  
Museum, Rastatt; Historisches Museum, Baden  
Michael Imhof Verlag, Petersberg 2013, 192 S.,  
121 Farbbabb., € 29,95

Die in den Jahren 1713 und 1714 geschlossenen Friedensverträge von Utrecht, Rastatt und Baden setzten nicht nur dem für alle Seiten enorm verlustreichen und zusehends zermürbenden Spanischen Erbfolgekrieg ein Ende, sondern sorgten auch für eine politisch-territoriale Neuordnung von Teilen Europas, ja der Welt, und erhoben die Idee des Gleichgewichts zum Leitkonzept der europäischen Mächtebeziehungen. Angesichts dieser Bedeutung des «Vertragswerks», das genauer besehen ein Konglomerat von bilateralen Verträgen zwischen den Kriegsparteien darstellt, erstaunt es in der Tat, dass für längere Zeit keine Gesamtdarstellungen und auch nur wenige Spezialstudien dazu und zum vorangehenden Konflikt erschienen sind. Das 300-jährige Jubiläum der Verträge stellte entsprechend eine willkommene Gelegenheit dar, wieder mehr wissenschaftliches und öffentliches Interesse auf das Thema zu lenken, und sie wurde genutzt: Nebst einigen Tagungen und daraus hervorgehenden Tagungsbänden zeugt davon insbesondere die Ausstellung, die in Utrecht, Madrid, Rastatt und Baden zu sehen war respektive ist und deren Katalog es hier zu besprechen gilt.

Das Begleitbuch präsentiert sich in einem handlichen Heftformat und besteht schwerpunktmässig aus neun historischen oder kunstgeschichtlichen Essays zur Thematik sowie dem eigentlichen Katalog, in welchem eine Auswahl von 100 Exponaten der Ausstellung(en) abgebildet

und genauer beschrieben wird. Das Werk ist parallel auch in niederländischer und englischer Sprache erschienen und stellt mit Blick auf die beteiligten AutorInnen, Museen und Stiftungen, passend zum Gegenstand, wahrhaft ein Produkt grenzüberschreitender Zusammenarbeit dar. Bei den vorangestellten politischen Grussworten, die als «Vorwort» ausgegeben werden, fragt man sich indes mit Blick auf das adressierte allgemeininteressierte Publikum, ob nicht auch hier ein kritisches Lektorat angebracht gewesen wäre. Jedenfalls irritiert bereits der erste Satz («Dieser Katalog ist ganz dem Frieden von Utrecht gewidmet»), und auch sonst sind einige historische Ungenauigkeiten, um nicht zu sagen Fehler darin enthalten, etwa, wenn Madrid den Vertragsorten zugerechnet wird. (7)

Wer die neun Essays liest, wird allerdings bald wieder auf den Grund gesicherter Fakten zurückfinden. Lesenswert sind die Beiträge von Linda und Marsha Frey und Guy Rowlands, welche eindrücklich die einschneidenden Auswirkungen des Spanischen Erbfolgekrieges für die Bevölkerung aufzeigen und vor Augen führen, wie stark weltumspannende ökonomisch-finanzielle Verflechtungen die politischen Kalküle und den Kriegsverlauf prägten. Absolut auf der Höhe der Forschung führt Inken Schmidt-Voges in die Entstehung der Diplomatie und die Praxis des Friedensschliessens im frühneuzeitlichen Europa ein, gefolgt von drei informativen Beiträgen zum Inhalt und Verlauf der Verhandlungen, die in den drei «Friedensstädten» Utrecht, Rastatt und Baden geführt wurden. Der kunsthistorische Beitrag von Liesbeth M. Helmus zu den Friedensallegorien lässt dagegen nähere Erläuterungen zur Bedeutung und Wirkkraft von Bildern leider vermissen. Eher wenig erfährt man zudem – auch aus dem Beitrag von Ana Crespo Solana – über das heterogene spanische Reich, die komple-

xen, dynastischen Verflechtungen und Ansprüche sowie die politischen Absprachen vor und nach dem Tod Karls II., die zum Erbfolgekrieg führten und letztlich auch den Friedensregelungen zugrunde lagen.

Am meisten zu Fragen Anlass gibt jedoch die bereits in der Einleitung von Renger de Bruin vertretene These, dass die Religion einen der «Hauptgegenstände» (14) der mit den Friedensschlüssen beendeten Kriege dargestellt habe. Gemäss dem Essay von Joke Spaans soll der Spanische Erbfolgekrieg gar «der letzte grosse europäische Konflikt, in dem die konfessionellen Trennlinien noch eine bedeutende Rolle spielten», gewesen sein. (18) Dies ist eine in mehrerlei Hinsicht anfechtbare Einschätzung. Bereits ein Blick auf die Zusammensetzung der Allianzen, die sich ab den 1660er-Jahren wiederholt gegen das expandierende Frankreich Ludwigs XIV. formierten, zeigt deutlich, dass hier konfessionspolitische gegenüber dynastischen, territorialen und ökonomischen Überlegungen eine untergeordnete Rolle spielten. Im Vergleich dazu verliefen etwa noch die Bündnissysteme des Siebenjährigen Krieges (1756–1763) ausgeprägter entlang konfessioneller Grenzen. Die «Zeit der Religionskriege» war früher oder später, aber sicher nicht 1713/14 «vorbei». (24)

Von der problematischen Schwerpunktsetzung ist auch der Katalogteil betroffen, der mit Gemälden der Reformatoren und weiteren Exponaten aus dem Konfessionellen Zeitalter (zu) weit ausholt; bisweilen entsteht hier der Eindruck, dass vielleicht auch die einfache Verfügbarkeit zur Auswahl verleitet hat. Das Haus Wittelsbach, ebenfalls Anwärtin auf das spanische Erbe, fehlt dagegen unter den Akteuren, und auch zur Verhandlungspraxis hätte man sich noch mehr Exponate vorstellen können, etwa die eminent wichtigen Relationen, welche die Gesandten mehrmals wöchentlich an ihre Höfe sandten. Eindeutig sehenswert sind

dagegen die Artefakte, die bei der Schlacht bei Höchstädt (1704) zurückgeblieben sind und einer Privatsammlung entliehen werden konnten: Leere Kriegskassen, stumpfes Operationsbesteck, scharfe Bajonette und rostige Kugeln führen dem heutigen Besucher das Grauen des Krieges eindringlich vor Augen. Die Beschreibungen der durchaus grosszügig abgebildeten Exponate sind schwerpunktmässig historisch-kontextualisierend und auf das Abgebildete konzentriert, während die technischen Details zu den Gemälden und Artefakten sowie Ausführungen zu ihrer Gebrauchsgeschichte eher knapp gehalten sind. Nützlich sind auf alle Fälle die weiterführenden Literaturhinweise.

Ob die Friedensschlüsse von Utrecht, Rastatt und Baden mit der Ausstellung und den sie begleitenden Veranstaltungen und Publikationen tatsächlich breiter im öffentlichen Geschichtsbewusstsein verankert und nachhaltig auf der Agenda der historischen Forschung etabliert werden, wird sich weisen müssen. Der informative, sorgfältig gestaltete Katalog regt trotz einiger Schwächen durchaus dazu an.

*Nadir Weber (Bern)*

**Claude Reichler**  
**Les Alpes et leurs imagiers**  
**Voyage et histoire du regard**

Presses polytechniques et universitaires romandes,  
 Lausanne 2013, 141 S., Fr. 17.50, E-Book [PDF und EPUB]  
 Fr. 9.90

Das Buch hat eine Gebrauchsanweisung: «Mode d'emploi» ist übertitelt, was früher als Vorwort bezeichnet worden wäre. Und eingangs jeden Kapitels steht ein QR-Code, der die Lesenden – oder sind es eher Nutzer und Nutzerinnen? – auf eine Website führt, wo die Bebilderung der einzelnen Kapitel in einer Ausführlichkeit statthat, wie sie im gedruckten Buch nicht



denkbar ist, jedenfalls nicht im Taschenbuch und wenn ein marktgängiger Preis kalkuliert wird. Verflüchtigt sich das Buch also langsam in die Virtualität? Im Gegenteil, der Autor nutzt die Vorzüge beider.

Claude Reichler war bis zu seiner kürzlich erfolgten Emeritierung Initiator und treibende Kraft hinter der Website *ViaticAlpes* (<http://www.unil.ch/viaticAlpes/home.html>), die mit der Datenbank *Viatimages* (<http://www2.unil.ch/viatimages/>) das bisher umfangreichste Archiv von rund 3000 Bildern über die Schweiz und die Zentralalpen bereitstellt, ausgewählt aus rund 800 illustrierten Reiseberichten, die zwischen dem 16. und der Mitte des 19. Jahrhunderts erschienen sind. Reichlers neuste Analyse der alpinen Bilderwelt führt exemplarisch vor, wie man mit dieser Datenbank arbeiten kann. Er verweist die Lesenden darauf, um vor ihren Augen die weitreichenden Konsequenzen seiner Aussagen auszubreiten, ja sie dazu zu verleiten, im Kosmos von *Viatimages* ihre eigenen Forschungsreisen zu unternehmen, sei's als WissenschaftlerIn, sei's als Reisende vor Ort, die auf ihrem Handy oder Tablet die Entwicklung einer Lokalität kennenlernen wollen, oder aus welchen Gründen auch immer.

Reichler erzählt die Geschichte, wie die Schweiz beziehungsweise gewisse ihrer Seiten zum Bild geworden sind, konsequent anhand der Quellen, die in dieser Bilddatenbank abrufbar und für die vorliegende Publikation in gesonderten Files ausgewählt und zusammengestellt worden sind. Der Literaturhistoriker geht also für einmal nicht von den Texten der Reiseberichte aus, sondern von ihren bisher so gut wie unerforschten Illustrationen. Und da ergeben sich manche neue Aspekte.

Einleitend schildert der Autor eine Fahrt auf den Gornergrat und führt die Bandbreite eines touristischen Sommertages vor und damit die Bilderwelt und -bedürfnisse, wie sie den Touristen eigen

sind: Massenhaft gezückte Handys, sobald das Reizobjekt Matterhorn auftaucht. Diese Entwicklung vom Natur- zum visuellen Reizobjekt zu rekonstruieren, die so weit geht, dass Natur selber zum Bild wird – das ist Reichlers Thema. Er geht es von verschiedenen Seiten her an. In einem ersten Kapitel stellt der Autor anhand wichtiger Werke die verschiedenen Perioden der Reisebuchillustration vor, angefangen mit Sebastian Münsters *Cosmographia* oder der *Topographia* der Merians, die beide die Grundlage für Konventionen legten, die das Schweizbild bis ins 19. Jahrhundert hinein prägten. Obschon nicht Reisebücher im engeren Sinn, basierten diese Werke auf dem Augenschein ihrer Autoren und wurden von den Reisenden als Führer benutzt, beides zentrale Kriterien der Reiseliteratur der Folgezeit. Ausserdem druckten spätere Autoren wie Johann Jakob Scheuchzer in seinen *Itinera Alpina* oder Abraham Ruchat in den *Délices de la Suisse* insbesondere Merians Illustrationen wieder ab, sodass dessen Ansichten von Schweizer Städten und Landschaften eine grosse Verbreitung fanden und eine prägende Wirkung hatten. Die grosse Zeit der illustrierten Reiseliteratur und Topografien brach mit dem Zeitalter der Aufklärung an. David Herrlibergers *Topographie* oder Fidel Anton Zurlaubens *Tableaux topographiques* beschäftigten bedeutende Illustratoren, die für diese beiden Werke allein knapp 1000 Abbildungen schufen, Bilder jener pittoresken Schweiz, die sich an Rousseau und den Konventionen der Grand Tour inspirierten. Mit Klassik und Romantik modifizierte und erweiterte sich dieses Bild, etwa durch Vater und Sohn Lory oder die sogenannten Kleinmeister, deren Werk sich bereits auf den neu entstehenden Tourismus bezog und die ländliche Idylle insbesondere der Berner Oberländer Bauerngemeinschaft beschwor. Ab 1820 dann vervielfachte sich die Zahl der Publikationen, neue Repro-

duktionstechniken und Reiseführer wie der Murray oder der Baedeker erweiterten die Palette der Illustration. Insbesondere die Engländer brachten mit ihrer Düsternis à la Walter Scott einen neuen Ton ins Landschaftsbild der Schweiz.

In den folgenden Kapiteln geht Reichler der Funktion von Reisewegen, von dominierenden Regionen wie etwa dem Berner Oberland und von wissenschaftlichen Erkenntnissen nach und ergründet ihre Bedeutung für das Schweizbild. Insbesondere der Blick auf die durch die Verkehrserschliessung vorgegebenen Zugangswege in die alpinen Gegenden ist aufschlussreich. Da war einmal die Route durch die wilden Schluchten des Jura, die von den bei Basel Einreisenden als Vorgeschmack aufs Ganze, sozusagen als Pars pro Toto interpretiert wurden, andererseits die Route über Schaffhausen und den Rheinfall, wo die Besucher als ersten Eindruck jene Erschütterung des Sublimen erfuhren, die ihnen ebenfalls einen Vorgeschmack auf die Erlebnisse in den alpinen Regionen gab und so Erwartungshaltungen stabilisierte. Dabei festigten sich Bilder, die bis heute die Wahrnehmung bestimmen, beim Rheinfall etwa die zwei Standorte unterhalb von Schloss Laufen und vom Schlösschen Wörth aus, eine Perspektive, die sich schon bei Merian fand. Dass sich solche feststehenden Bilder mit ästhetischen, wissenschaftlichen, historischen und touristischen Inhalten verbanden, führt Reichler in den folgenden Kapiteln wiederum an ausgewählten Beispielen vor.

Hierin liegt die Stärke seines Zugriffs: Mit der konsequenten Beschränkung auf die Reiseillustration vermag er die Facetten des Schweizbildes, wie es sich bis hin zur ersten touristischen Blüte entwickelt hatte, in einer Art und Weise einsichtig zu machen, wie dies anhand der Texte der Reiseberichte allein nicht zu leisten ist. Die Serien von Motiven, in denen die Vorstel-

lungen über die Schweiz gleichsam kristallisierten und welche die Reisenden nach Hause trugen und dort verbreiteten, und mit denen dann andere Reisende wieder in die Schweiz kamen, um sie erneut und variiert wiederzufinden, werden anhand der Bildreihen augenfällig und lassen sich damit systematisieren.

Claude Reichlers schmales Bändchen ist als exemplarischer Vorschlag zu verstehen, wie man mit *Viatimages* arbeiten und die Illustrationen der Reisebücher als historische Quellen nutzen kann, und zwar unter Einbezug politischen, kunst-, literatur-, wissenschafts-, medien- und tourismusgeschichtlichen Wissens. Dass sich die Bilder dabei von immer neuen Seiten zeigen, macht deutlich, wie breit die Forschungsperspektiven sind, die sich damit auftun.

*Andreas Bürgi (Zürich)*

**Franziska Schürch, Isabel Koellreuter  
Heiner Koechlin 1918–1996  
Porträt eines Basler Anarchisten**

Friedrich Reinhardt Verlag, Bâle 2013, 215 p.

**Franziska Schürch, Isabel Koellreuter,  
Yves Kugelmann (éd.)  
Heiner Koechlin  
Ausgewählte Schriften**

Friedrich Reinhardt Verlag, Bâle 2013, 276 p., fr. 48.–  
(2 volumes)

Il peut paraître étonnant de consacrer un ouvrage à une figure, celle de Heiner Koechlin, qui, en raison de ses orientations anarchistes, fut relégué aux marges de la vie politique bâloise. Toutefois, par le souci d'éclairer ce parcours intellectuel et militant à la lumière d'un contexte plus large, illustré par un riche choix iconographique, la biographie que lui consacrent F. Schürch et I. Koellreuter est une contribution bienvenue à l'histoire du mouve-

ment ouvrier et de la gauche dans une grande ville suisse, de l'entre-deux-guerres à la fin de la guerre froide.

Né en 1918 dans une famille influencée par les idées socialistes religieuses de Leonhard Ragaz, Koechlin se politisa dès l'adolescence, suivant l'exemple de son père Eduard. Médecin et membre du Parti socialiste suisse (PSS), ce dernier était confronté – dans un quartier ouvrier du *Kleinbasel* dominé par une grande usine de la CIBA – aux problèmes de santé publique liés à l'essor des industries chimiques. A la fin des années 1930, Heiner Koechlin prit toutefois ses distances avec la social-démocratie. En effet, le jeune homme considérait que la majorité rouge de Bâle-Ville (1935–1938) n'avait pas amélioré de manière substantielle la condition ouvrière. En outre, il rejetait – sous l'influence des idées du pacifiste Ragaz qui avait claqué la porte du PSS en 1935 – le ralliement de la social-démocratie à la défense nationale. Dès lors, plusieurs rencontres s'avérèrent décisives pour comprendre l'évolution de Koechlin vers l'extrême gauche, notamment celle des marxistes antistaliniens bâlois Clara et Paul Thalmann, engagés dans la solidarité avec les Républicains espagnols. A la veille de la guerre, Koechlin fréquentait également les milieux de l'immigration antifasciste allemande et italienne. Il se lia en particulier d'amitié avec l'anarchiste Ferdinando Balboni, et avec Isak Aufseher, un anarcho-syndicaliste né dans une famille juive de Galicie orientale, qui avait participé à la guerre d'Espagne, avant de se réfugier à Bâle, où il n'obtint un permis de travail qu'en 1945.

Durant la guerre, Koechlin prit part aux activités de l'extrême gauche, contrainte à la clandestinité après le tournant autoritaire de la politique suisse en août 1939. Il participa à la solidarité avec les réfugiés, aux actions contre l'extrême droite – depuis un esclandre provoqué lors

d'une conférence de Charles Maurras en décembre 1940, il fit l'objet d'une surveillance policière étroite, qui dura jusqu'en 1989 – ainsi qu'à l'édition de bulletins antimilitaristes clandestins. Cette dernière activité entraîna des dizaines d'arrestations. Si Koechlin fut brièvement incarcéré avant d'être relâché faute de preuves, d'autres, comme le militant marxiste antistalinien Walter Nelz, fut emprisonné durant trois ans et demi. Cette facette des activités de l'extrême gauche, traitée rapidement par les auteurs, mériterait une investigation plus approfondie. La défense d'une ligne d'opposition à la défense nationale dans les premières années de la guerre posait en effet des questions épineuses, qui suscitérent débats et divisions parmi les militants, d'autant que la gauche social-démocrate et communiste (avant son interdiction) soutenait l'armée: le pacifisme était-il encore légitime à l'heure de la menace hitlérienne? Une guerre de partisans contre une éventuelle agression de la *Wehrmacht* constituait-elle un horizon plus crédible que le soutien à l'armée suisse? Fallait-il approuver l'effort de guerre des Alliés occidentaux au nom de l'antifascisme?

A la fin de la guerre, Koechlin et son ami Aufseher partirent pour Paris, car la situation leur paraissait porteuse de potentialités révolutionnaires, espoirs vite douchés par les réalités de la guerre froide naissante. De retour à Bâle en 1947, Koechlin édita une revue où il critiquait la forme-parti traditionnelle et prônait l'autonomie la plus grande des collectifs militants. Il y dénonçait également les crimes de Joseph Staline. A ce titre, il débattit avec plusieurs intellectuels et artistes bâlois qui, tel Jean Tinguely, avaient adhéré au prosoviétique Parti du travail, enthousiasmés par les sacrifices immenses de l'URSS dans sa lutte contre Hitler.

Compte tenu de la démobilisation du mouvement ouvrier dans les années 1950,

Koechlin, qui avait ouvert avec Aufseher une librairie d'occasion, milita prioritairement dans le mouvement des coopératives d'habitation, dans un contexte marqué par la pénurie et par l'insalubrité d'une partie du parc de logements. Parallèlement, il soutint une thèse sur la Commune de Paris à l'Université de Bâle, et se passionna pour les écrits d'Albert Camus, avec lequel il correspondit; la philosophie de l'«homme révolté» offrait aux yeux de Koechlin une alternative aux versions rigides du marxisme qui prédominaient dans les années 1950.

Dès la fin de la décennie, Koechlin s'investit dans des activités de solidarité avec les travailleurs saisonniers, et il mit sur pied, avec quelques militants, une permanence juridique pour les ouvriers espagnols qui arrivaient de plus en plus nombreux à Bâle; organisant également des meetings antifranquistes, dont un, très suivi, en présence de Federica Montseny, ancienne ministre de la santé sous la Seconde République espagnole et militante du syndicat anarcho-syndicaliste *Confederación Nacional del Trabajo*. L'arrivée d'immigrés espagnols anarcho-syndicalistes à Bâle, puis la politisation d'une partie de la jeunesse après 1968 permit de revivifier le groupe libertaire autour de Koechlin, qui édita désormais une revue théorique, *Akratie*, dont on retrouve un choix d'articles dans le volume de textes publiés conjointement à cette biographie. *Akratie*, voulant briser les «tabous politiques» de la nouvelle gauche, n'hésitait pas à dénoncer les dictatures «de droite comme de gauche». Lors du premier mai 1976, le groupe de Koechlin manifesta ainsi sous une banderole dénonçant «la dictature au Chili et à Cuba». Dans les années 1980, en dépit de l'âge et de la maladie, Koechlin resta fidèle à ses idées anarchistes, publiant notamment une histoire de la guerre d'Espagne et une pièce de théâtre autour de la figure du théolo-

gien Michel Servet, condamné à mort à Genève en 1553 pour hérésie. C'est bien à la constance de cet engagement de plus d'un demi-siècle – qui résista à la répression durant la guerre, à la marginalisation de l'extrême gauche dans les années 1950, avant de retrouver un nouveau souffle à la faveur des mouvements de 68 – que cette biographie rend hommage.

*Hadrien Buclin (Lausanne)*

**Sonja Matter**  
**Der Armut auf den Leib rücken**  
**Die Professionalisierung**  
**der Sozialen Arbeit in der Schweiz**  
**(1900–1960)**

Chronos, Zürich 2011, 424 S., Fr. 68.–

Nicht zuletzt befeuert vom Nationalen Forschungsprogramm NFP 51 *Integration und Anschluss* wird seit einigen Jahren Lücke um Lücke in unserem Wissen über den schweizerischen Fürsorge-Komplex kontinuierlich gefüllt. Ein gewichtiges Puzzle-teil stellt dabei Sonja Matters 2009 in Bern eingereichte Dissertation dar, die sich mit der Professionalisierung der Sozialen Arbeit in der ersten Jahrhunderthälfte auseinandersetzt. In ihrer Studie, die insbesondere die Etablierung von Ausbildungsgängen in Sozialer Arbeit untersucht, argumentiert Matter dabei konsequent entlang einer geschlechtergeschichtlichen und transnationalen Perspektive, was sich als sehr produktiv erweist. Die Arbeit ist in drei Teile gegliedert; Matter verknüpft geschickt eine chronologische mit einer thematischen Strukturierung.

Im ersten Teil geht die Autorin den Anfängen der Professionalisierung der Sozialen Arbeit in der Schweiz zu Beginn des 20. Jahrhunderts nach, wobei sie die Gründung der sozialen Frauenschulen in Zürich, Genf und Luzern darstellt und diese der gescheiterten Akademisierung

der von Männern dominierten öffentlichen Fürsorge gegenüberstellt.

Vertreterinnen der bürgerlichen Frauenbewegung verfolgten mit den sozialen Frauenschulen eine doppelte Zielsetzung. Sie positionierten die Schulen zum einen als «weibliche» Strategie zur Lösung des virulenten Armutsproblems, zum andern sollte damit Frauen bürgerlicher Herkunft, die zunehmend berufstätig wurden, ein neues Berufsfeld erschlossen werden. Matter beschreibt dabei das Feld der Sozialen Arbeit im frühen 20. Jahrhundert als entlang den Geschlechtergrenzen umkämpft. Denn im selben Zeitraum etablierte sich die Schweizerische Armenpflegerkonferenz als Kommunikationsplattform vor allem der in den öffentlichen Fürsorgen beschäftigten Männer, wodurch eine duale, die herrschende Geschlechterordnung reproduzierende Struktur entstand: Während Männer die öffentliche Fürsorge dominierten, arbeiteten die Absolventinnen der sozialen Frauenschulen zunächst vor allem in der privaten Fürsorge. Auch für männliche Fürsorger sollten nun Ausbildungsgänge geschaffen werden, wobei für sie – ganz dem männlichen Selbstverständnis entsprechend – keine höheren Schulen, sondern universitäre Angebote angestrebt wurden. Ab 1908 kam es zu verschiedenen Versuchen, stark auf die Bedürfnisse der Verwaltung ausgerichtete Studiengänge an Universitäten einzurichten, die jedoch allesamt scheiterten. So gelang die angestrebte Institutionalisierung der Berufsausbildung vorderhand nur für Frauen, mit weitreichenden Folgen für die weitere Entwicklung der Sozialen Arbeit in der Schweiz.

Der zweite Teil der Untersuchung fokussiert auf die Wissensproduktion in der Zwischenkriegszeit. Die Armenpflegerkonferenz setzte im Rahmen einer «rationellen, planmässigen Fürsorge» methodisch ganz auf die Einzelfallhilfe, welche Hilfeleistungen an erzieherische,

kontrollierende und disziplinierende Massnahmen band. Erhellend sind die Erläuterungen Matters zu den hegemonialen Armutsdeutungen, die nach der gescheiterten Akademisierung kaum auf sozialwissenschaftliche, sondern vor allem auf psychiatrische Wissensvorräte zurückgriffen, die Armut pathologisch beziehungsweise als Funktion vererbter Anlagen erklärten. Matters Untersuchung liefert erhellende Erkenntnisse darüber, wie der Transfer aus dem psychiatrischen (und eugenischen) in das Soziale Feld befördert wurde, der für die Ausrichtung der öffentlichen Fürsorge bis weit über die Jahrhundertmitte hinaus bestimmend war und der stigmatisierende und ausschliessende Praktiken, wie sie in verschiedenen Studien beschrieben wurden, zumindest erleichterte.

Etwas anders stellte sich die Situation an den Sozialen Frauenschulen dar. Diese verfolgten weiterhin das Ziel, Frauen bedarfsabhängig für unbezahlte Familien- und Freiwilligenarbeit oder für bezahlte Erwerbsarbeit zu befähigen. Die Lehrpläne orientierten sich dabei stark an ausländischen Vorbildern, weshalb Matter von einer ersten intensiven Phase der Internationalisierung in den späten 1920er-Jahren spricht. Trotzdem kam es auch hier nicht zu einer Weiterentwicklung der theoretischen und methodischen Grundlagen, die Ausbildung blieb sehr stark auf das praktische Handeln ausgerichtet.

Im dritten Teil schliesslich widmet sich Matter Entwicklungen der Nachkriegszeit. Dabei beschreibt sie die 1950er-Jahre als eigentliche Umbruchsphase der Sozialen Arbeit in der Schweiz, in der traditionelle Methoden und Armutsdeutungen zunehmend unter Druck gerieten, die sozialen Frauenschulen sich allmählich vom Konzept eines weiblichen «Eignungsberufs» verabschiedeten und geschlechtsneutrale, professionellere Ausbildungsgänge forcierten. Zugleich entkonfessionalisierten sich die katholischen Schulen zusehends.



Die Internationalisierung der Sozialen Arbeit, die in den 1930er-Jahren weitgehend zum Stillstand gekommen war, erlangte nun neue Dimensionen. Die neu gegründeten Vereinten Nationen betrachteten Soziale Arbeit als zentrales Mittel zur Förderung von Frieden und Stabilität und führten internationale Seminare und Austauschprogramme durch, an denen sich auch Schweizer Sozialarbeiterinnen und (etwas weniger) Sozialarbeiter beteiligten. Zugleich kam es zu Emanzipationsbestrebungen gegenüber der bislang diskursiv hegemonialen Psychiatrie, indem die eigene Professionalität offensiver behauptet oder auf alternative Lösungsansätze etwa der Psychoanalyse ausgewichen wurde.

Es ist an künftigen Untersuchungen, zu zeigen, wie und wann diese damals neuen Ideen tatsächlich Eingang in den Schweizer Fürsorgealltag gefunden haben. Angesichts der noch bis in die 1980er-Jahre verbreiteten, stark disziplinierenden Praktiken in verschiedenen Fürsorgefeldern ist kaum von einer reibungslosen Übernahme der neuen Konzepte zu sprechen, zumal gerade aus Kreisen der Armenpflegerkonferenz die Einführung von *casework*-Methoden als «Amerikanisierung» desavouiert wurde.

Auch wenn Matter in ihrer Dissertation die verschiedenen Professionalisierungsbemühungen ab und zu etwas gar detailreich verfolgt, stellt die Arbeit einen wichtigen und sehr lesenswerten Beitrag zur Geschichte der Fürsorge in der Schweiz dar. Insbesondere der Einbezug einer transnationalen Perspektive erscheint in der bisweilen etwas selbstreferenziellen Schweizer Historiografie äusserst produktiv.

*Mischa Gallati (Zürich)*

**Sabine Braunschweig**  
**Zwischen Aufsicht und Betreuung**  
 Berufsbildung und Arbeitsalltag  
 der Psychiatriepflege am Beispiel  
 der Basler Heil- und Pflegeanstalt  
 Friedmatt, 1886–1960

Chronos, Zürich 2013, 352 S., 57 Abb., Fr. 48.–

In Anlehnung an die Schriften von Michel Foucault und Erving Goffmann erschienen in den letzten Jahrzehnten zahlreiche Studien zur Geschichte der Psychiatrie. Auch zur Schweizer Psychiatriegeschichte wurden verschiedene Arbeiten publiziert. Weitgehend unbeleuchtet blieb indes die Geschichte der PsychiatriepflegerInnen, ihrer Berufsbildung und ihres Arbeitsalltags. Die vorliegende Studie liefert einen wichtigen Beitrag zur Schliessung dieser Forschungslücke und differenziert damit gleichzeitig historische Deutungen der Psychiatrie als Wissenschaft, Profession und Institution.

Im Fokus der Studie steht die Psychiatriepflege der Basler Heil- und Pflegeanstalt Friedmatt, die indes auf vielfältige Weise vor dem Hintergrund grösserer nationaler Kontexte und Diskurse untersucht wird. Sabine Braunschweig unterscheidet für ihre Untersuchungsperiode von 1886–1960 zwei Epochen: Für die Zeit des ausgehenden 19. Jahrhunderts spricht sie von «Irrenwartung»: Die WärterInnen, die in der Regel aus der sozialen Unterschicht stammten, nahmen ihre Tätigkeit in der Heil- und Pflegeanstalt Friedmatt ohne vorgängige Berufskenntnisse auf. Sie mussten die Kranken beobachten und überwachen, unterstanden aber selbst einer rigorosen Kontrolle und Disziplinierung.

Im Diskurs der Anstaltsreformer erhielt die «Wärterfrage» im 19. Jahrhundert zunehmend Bedeutung. In der Studie wird überzeugend aufgezeigt, wie eng die Professionalisierung der Psychiatrie mit der Verberuflichung der Psychiatriepflege verknüpft war. Psychiater forderten, das

Wartpersonal besser auszubilden: Während Medizin und Chirurgie mit «grossen Errungenschaften» aufwarten konnten, fehlten der Psychiatrie vergleichbare Erfolge. Die veränderten Behandlungskonzepte, die sich am *No-Restraint*-System orientierten, verlangten Zwangsmittel zunehmend abzuschaffen und durch Betreuungsmassnahmen des Wartpersonals zu ersetzen.

Mit der Einführung neuer psychiatrischer Behandlungsmethoden in den 1920er-Jahren wurde es unumgänglich, qualifiziertes Pflegepersonal einzusetzen. Den Wandel von der «Irrenpflege» zur Psychiatriepflege zeigt Sabine Braunschweig anhand verschiedener Prozesse auf: Sie untersucht die Institutionalisierung der Ausbildungsgänge, die gewerkschaftliche Organisation der PsychiatriepflegerInnen wie auch die Rolle verschiedener Interessensverbände und Organisationen, so der Schweizerischen Gesellschaft für Psychiatrie und des Schweizerischen Roten Kreuzes. Mit Blick auf die unterschiedlichen Akteursgruppen gelingt es ihr, die konfligierenden Interessen zu beleuchten, welche die Verberuflichung der Psychiatriepflege prägten.

Einem alltagsgeschichtlichen Ansatz folgend – der versucht, «über Störfälle, über Ausnahmen und aussergewöhnliche Situationen den Alltag zu erschliessen» (22) – wird in weiteren Kapiteln der Arbeitsalltag des Pflegepersonals rekonstruiert und nach dessen Rolle bei den Therapien gefragt. Bei den somatischen Therapien wie den «Schlafkuren» oder «Schocktherapien» waren die Pflegenden stark beansprucht. Übersahen sie ein aussergewöhnliches Symptom, konnte dies gravierende Folgen für den Gesundheitszustand der PatientInnen haben. Spannend sind die Ausführungen zur pharmakologischen Wende in der Psychiatrie in den 1950er-Jahren: Das Pflegepersonal erlebte die neuen Therapiemöglichkeiten vielfach wie ein «Wunder». Mit den

Neuroleptika wurde eine Beruhigung der Kranken erreicht, wie dies mit den höchst invasiven somatischen Therapien der 1920er- und 30er-Jahre nicht möglich war. Gleichzeitig löste «die Möglichkeit, den Willen von Menschen mithilfe eines Medikaments zu brechen, ein tiefes Unbehagen» beim Pflegepersonal aus. (217)

Die Studie basiert auf unterschiedlichem Quellenmaterial: Lehrbücher, Zeitschriften, Protokolle der Berufsverbände werden untersucht ebenso wie Verwaltungs- und Krankenakten der Heil- und Pflegeanstalt Friedmatt. Darüber hinaus basiert die Studie auf Oral-History-Interviews mit ehemaligen PsychiatriepflegerInnen. Gerade die Vielfältigkeit der einbezogenen Quellen macht die Untersuchung äusserst lesenswert: Sabine Braunschweig beleuchtet die Psychiatriepflege aus unterschiedlichen Perspektiven und zeichnet das Spannungsfeld zwischen Aufsicht und Betreuung sorgfältig nach. Die Studie liefert einen Beitrag zu verschiedenen Forschungsfeldern: Sie erweitert die Forschungsergebnisse zu den sogenannten «Semiprofessionen» im Pflegebereich, die in der Regel Frauenberufe waren (und sind). Zwar fand im Untersuchungszeitraum eine Feminisierung der Psychiatriepflege statt, der Anteil der männlichen Psychiatriepfleger blieb indes hoch. Die Hinweise, dass die starke männliche Repräsentation das Berufsbild, die Gewerkschaftsarbeit und die Machtverhältnisse innerhalb der Anstalt entscheidend prägte, untermauern die These, wonach die Kategorie Geschlecht Professionalisierungsprozesse wesentlich strukturiert. Wünschbar ist denn auch, dass die vorliegende Untersuchung in der Professionalisierungsforschung breit rezipiert wird und Reflexionen zu «Semiprofessionen» differenziert.

Des Weiteren leistet die Untersuchung einen Forschungsbeitrag zur «totalen Institution» der Psychiatrie (Goffman), indem dezidiert auf Handlungsmöglichkeiten des



Pflegepersonals in dieser Institution eingegangen wird. Mögliche Reaktionen auf gewalttätige PatientInnen werden ebenso aufgezeigt wie Positionen gegenüber angeordneten eugenischen Massnahmen. Sabine Braunschweig zeigt auf, wie die hierarchischen Strukturen der Anstalt, aber auch gesellschaftspolitische Diskurse und unterschiedliche Therapien die Handlungsmöglichkeiten der Pflegenden prägten und welchen Wandlungsprozessen diese unterworfen waren. Die Untersuchung liefert im Weiteren einen Beitrag zur Historisierung der «Doppelfunktion» der Psychiatrie – der Betreuung der Geisteskranken einerseits und der Aufrechterhaltung der gesellschaftlichen Ordnung andererseits. (86) Aufgezeigt wird, wie die Psychiatrie fundamental auf die Arbeit der Psychiatriepflege angewiesen war, wollte sie dieser Doppelfunktion gerecht werden. Für die Psychiatriepflegenden war jedoch die Erfüllung dieses Anspruchs mit einem hohen gesundheitlichen Risiko verbunden. In der Basler Heil- und Pflegeanstalt Friedmatt erkrankten «etliche Pflegepersonen» nach vielen Dienstjahren an Depressionen, physischer und psychischer Erschöpfung oder hatten Alkoholprobleme. (169) Die Tribute, die das Anstaltssystem abverlangte, leuchtet Sabine Braunschweig für den Untersuchungszeitraum überzeugend aus: Sie problematisiert die geringe berufliche Anerkennung ebenso wie das Berufszölibat für Frauen, das Internat, die langen Dienstzeiten und das Abhängigkeitsverhältnis der Pflegenden von den Ärzten. Etwas zu kurz kommt demgegenüber die Frage, welche Konsequenzen die Überlastung von Pflegepersonen für die PatientInnen hatten. Insbesondere stellt sich die Frage, weshalb Selbstzeugnisse von ehemaligen PatientInnen erst im Fazit thematisiert werden. Ein stärkerer Einbezug der PatientInnenperspektive könnte noch schärfer ausleuchten, was Sabine Braunschweig in ihrer Untersuchung auf-

zeigt: Dass sich nämlich die PsychiatriepflegerInnen in einem höchst komplexen Gefüge von Machtstrukturen bewegten und dass die Erfahrung ebenso wie Produktion von Leiden in diesen Strukturen zwar historisch wandelbar, jedoch vielfach massiv waren.

*Sonja Matter (Bern)*

**Gabriel Heim**  
**Ich will keine Blaubeertorte,**  
**ich will nur raus**  
**Eine Mutterliebe in Briefen**

Quadriga, Berlin 2013, 366 S., Fr. 35.–

Das Buch Gabriel Heims will keine wissenschaftliche Untersuchung sein, ist aber mit grosser Sorgfalt auf dokumentarischer Basis entstanden. Thema ist der ausweglos-tragische Konflikt zwischen seiner in den 1930er-Jahren nach Basel emigrierten Mutter Ilse Heim und der in Berlin verbliebenen Grossmutter Marie Winter, dokumentiert in einer immer dichter und immer verzweifelter werdenden Abfolge von Briefen der aufgrund ihrer jüdischen Herkunft gefährdeten Grossmutter in die Schweiz. Die Tochter soll heiraten, Schweizerin werden, um der Mutter damit ein Entkommen aus der immer bedrängter werdenden Lebenslage zu ermöglichen. Doch die lebenshungrige junge Frau will sich nicht einschränken lassen, sie entzieht sich der moralischen Kontrolle und dem Drängen der Mutter, bis es zu spät ist und ein Entkommen aus Deutschland unmöglich wird. Die im letzten Moment noch eingereichten Einreisegesuche für die Mutter scheitern 1941, obwohl sich sogar die Basler Fremdenpolizei positiv ausspricht, am Widerstand aus Bern, die Begründung erschöpft sich in den bekannten Stereotypen: «Überfremdung. Weiterreise nicht gesichert.» Im März 1942 versucht die Mutter mit drei weiteren Frauen aus

Berlin in einer tollkühnen Aktion über die österreichische Grenze illegal in die Schweiz zu gelangen; die Gruppe wird von deutschen Grenzwächtern abgefangen, nur eine der vier schafft den Übertritt. Marie Winter wird nach Russland deportiert und ermordet. Ihre hinterlassenen Briefe und zahlreiche andere Dokumente aus jener Zeit blieben erhalten, wenn auch von Schweigen und Schuldgefühlen umhüllt; Gabriel Heim fand sie nach dem Tod der Mutter 1999 vor.

Im Zentrum dieses dramaturgisch überaus wirkungsvoll gestalteten Berichts, der sich wie ein tragischer Roman entrollt, steht das unlösbare Verhältnis der beiden Frauen. Doch rücken daneben immer wieder die damalige Schweiz, die Lebensumstände und das soziale Umfeld von Ilse Heim in den Blick. Wendigkeit und gute Beziehungen waren nötig, um ihren eigenen Aufenthalt gegenüber den Behörden immer wieder zu legitimieren. Der Nationalökonom Edgar Salin und andere leisteten Hilfe.

Wichtige Ergänzungen zu dem menschlich überaus anrührenden Briefbestand, der den Mittelpunkt des Buchs ausmacht, stammen aus den Akten der Basler Fremdenpolizei im Staatsarchiv Basel-Stadt. Dort lagern unzählige Dossiers, in Papier verwandelte menschliche Schicksale. Gabriel Heim erarbeitet gegenwärtig ein dokumentarisches Projekt anhand des stichprobenweise gesichteten Materials; dieses fand in der Forschung noch wenig Beachtung.

*Mario König (Basel)*

**Paul Widmer**  
**Minister Hans Frölicher**  
**Der umstrittenste Schweizer**  
**Diplomat**

Neue Zürcher Zeitung, Zürich 2012, 263 S.,  
32 Abb., Fr. 42.–

Unumstritten ist, dass Hans Frölicher, der von 1938 bis 1945 der Schweizer Gesandtschaft in Berlin vorstand, wie kaum ein anderer Diplomat der Eidgenossenschaft umstritten ist. Paul Widmer, Historiker, Botschafter der Schweiz, Lehrbeauftragter an der Universität St. Gallen und Verfasser mehrerer Bücher, hat sich der anspruchsvollen Aufgabe gestellt, die erste Frölicher-Biografie vorzulegen. Die in ebenso flüssigem wie gediegenem Stil verfasste Studie stützt sich auf zahlreiche ungedruckte und gedruckte Quellen, mündliche Mitteilungen sowie eine umfangreiche Sekundärliteratur und enthält eine gut getroffene Auswahl an Abbildungen aus öffentlichen und privaten Archiven.

Frölicher (1887–1961), der einer vermögenden Fabrikantenfamilie entstammte, schloss sein Studium der Jurisprudenz mit dem Doktorexamen ab und trat 1918 ins Eidgenössische Politische Departement (EPD) ein. Nach einem ersten Einsatz in der deutschen Hauptstadt wurde er 1935 zum Leiter der Politischen Sektion der Abteilung für Auswärtiges ernannt. Der Tätigkeit als Missionschef in Berlin folgten bis zu seiner Pensionierung weitere Funktionen im EPD in Bern. Frölicher war kultiviert, gesellschaftlich bestens vernetzt und hatte «einen leichten Hang zum Spleen». (21) Ein Intellektueller war er gemäss Widmer nicht: Er war «auf das Praktische» ausgerichtet. (22) Sein Hobby, dem er frönte, wann immer er nur konnte, war die Jagd.

Einer breiteren Öffentlichkeit wurde Frölicher ein erstes Mal bekannt, als er im Rahmen der von Bundesrat Giuseppe Motta verfolgten Politik der Annäherung

an die spanischen Nationalisten die Anerkennung des Franco-Regimes aktiv als «Motor» vorantrieb. (31) Vor allem linke Kreise warfen Frölicher vor, «der fascistischen Ideenwelt [...] nicht allzu demokratisch angekränkt» gegenüber zu stehen, wie es Nationalrat Robert Grimm umschrieb. (32) Einer sich an Gesinnungen oder an übergeordneten Wertmassstäben orientierenden Politik wie beispielsweise der nach 1945 propagierten Würde des Menschen trat Frölicher dezidiert entgegen. So hielt er 1937 zur Italienpolitik des Bundesrates fest: «Die Schweiz kann keine anti-fascistische Politik treiben [...]. Es darf nicht [...] eine Gelegenheit verpasst werden, um etwas für die guten Beziehungen mit Italien zu unternehmen.» (Bernhard Stettler, *Die Stellung der Schweiz zum Sanktionssystem des Völkerbunds*, Bern 1977, 292)

Fiel die Wahl auf Frölicher, als die Landesregierung beschloss, den exponierten Posten in Berlin neu zu besetzen, so primär deshalb, weil man jemanden brauchte, dem man es im Unterschied zu seinem Vorgänger zutraute, die Politik der integralen Neutralität und – wie es der Bundesrat explizit festhielt – der «freundschaftlichen Beziehungen» zu Deutschland zu vertreten. (68) Widmer schildert einprägsam das breite Spektrum an anspruchsvollen und heiklen Aufgaben, die Frölicher unter zusehends erschwerten Bedingungen wahrzunehmen hatte. Einen ersten Höhepunkt markierte das im Anschluss an die Beglaubigungszeremonie mit Hitler geführte Gespräch, der die Schweiz für die Rückkehr zur integralen Neutralität beglückwünschte. Wiederholt war Frölicher auch Druckversuchen ausgesetzt. So wurde er von Reichsaussenminister Joachim Ribbentrop persönlich «wegen der Beschimpfung des deutschen Volkes durch die Schweizer Presse» zitiert und abgekanzelt. (142) Auch in der Schweiz geriet der Gesandte mehrfach

unter Beschuss: Ihm fehle, wie General Guisan in einem Schreiben an Bundesrat Rudolf Minger ausführte, der Zugang zu den eigentlichen Machthabern, weswegen er die Einberufung einer Sondermission zur direkten Kontaktpflege mit Hitler, Göring und anderen Nazigrössen empfehle. Festzuhalten ist, dass es Frölicher gelang, wenn auch nicht zur Nazispitze selbst, so doch zu einflussreichen Vertretern verschiedener wichtiger Behörden gute Kontakte aufzubauen und zu unterhalten, die sich, wie Vorortspräsident Heinrich Homberger festhielt, für die mit Berlin zu führenden schwierigen Wirtschaftsverhandlungen als sehr nützlich erwiesen.

Sind gegenüber Frölichers Wirken in Berlin dennoch starke Vorbehalte angebracht, so ist zunächst hervorzuheben, dass ihn eine «positive Voreingenommenheit in allem, was Deutschland betraf», daran hinderte, das verbrecherische Wesen der Nazi Herrschaft zu erkennen, und dass er zur Politik der systematischen Entrechtung, Verfolgung und Vernichtung schwieg. Auch im Umgang mit Flüchtlingsfragen blieb er «weit hinter dem zurück, was die Gebote der Menschlichkeit erfordert hätten». Zudem sah er davon ab, den Schweizer Hitler-Attentäter Maurice Bavaud, der nach seiner Verteilung zum Tod bis zur Vollstreckung des Urteils mehr als zwei Jahre inhaftiert war, im Gefängnis zu besuchen. Negativ zu Buche schlugen vor allem auch die «in saloppem Befehlston» an die Zentrale in Bern übermittelten Bestrebungen Frölichers, mit welchen er für eine Einschränkung der Pressefreiheit in der Schweiz, die Auswechslung von Chefredaktoren prominenter Schweizer Blätter oder für die Umsetzung von Anpassungsforderungen des Auswärtigen Amts plädierte. Handelt es sich dabei, wie es Widmer formuliert, um «Fehlleistungen» oder «dunkle Schatten», die andere Bereiche seiner Tätigkeit «verfinstern»? (221) Richtig wäre es, die Sachverhalte

zu benennen und von Kompetenzüberschreitungen, unterlassener Hilfestellung für Schweizer Opfer des Nazismus, Analysedefiziten und fehlender Weitsicht zu sprechen und auf die Folgen hinzuweisen, die sich aus einer konsequent praktizierten Politik der freundschaftlichen Beziehungen zu einem Regime wie der Hitler-Diktatur ergeben konnten.

War die an Frölicher geäusserte Kritik somit berechtigt? Zu Recht weist Widmer darauf hin, dass auch bei seinen Kritikern Kritik vonnöten ist. So hat Edgar Bonjour, dem nach wie vor der Status des *grand old man* der Schweizer Zeitgeschichte zuerkannt wird, ein Frölicher-Bild gezeichnet, das sich – wie andere Passagen seiner Ausführungen zur Schweiz im Zweiten Weltkrieg auch – von nicht kritisch hinterfragten Quellen und im vorliegenden Fall von sachlich nicht haltbaren und tendenziösen Aussagen damaliger Akteure herleitete. Wer den Gesandten als Sonderling und Totalversager porträtiert, lässt ihn in einem falschen Licht erscheinen und verkennt, dass es sich um einen erfahrenen und politisch versierten Chefdiplomaten handelte, der in engem Kontakt zu den wichtigsten Entscheidungsträgern seines Landes stand. Dass Frölicher zum Sündenbock *par excellence* mutierte, dürfte ferner auch darauf zurückzuführen sein, dass er sich im offiziellen Schriftverkehr mit Bern und diplomatisch direkt zu äussern pflegte, und dass ihm, was sein eigenes Handeln anbetrifft, jegliches Unrechtsbewusstsein zu fehlen schien. Hinzu kommt, dass er sich nicht, wie es heute gängig ist, als Zeitzeuge, mit Memoiren oder Interviews in die öffentliche Diskussion einschaltete, sondern bis zu seinem Lebensende zu seinem Berliner Einsatz schwieg.

Hat man es beim Urteil über Frölicher, wie es Widmer suggeriert, an Fairness mangeln lassen? Aus der Sicht des Diplomaten mag die Frage angebracht sein; wissenschaftlich weiter führend ist sie weniger. Sicher darf und soll man nicht verschweigen, dass auch andere prominente Exponenten der damaligen Zeit, die weit positiver in Erinnerung geblieben sind, die kritische Distanz zu Faschismus und Nazismus oder zu Franco und Pétain vermissen liessen, und dass sie ebenfalls Massnahmen propagierten, deren Schadenspotenzial nicht zu unterschätzen war, hätte man sie umgesetzt und nicht verhindert. Erkenntnisfördernder dürfte der Ansatz sein, die wichtigsten Akteure des EPD und weiterer Departemente sowohl als Persönlichkeiten als auch von den Rahmenbedingungen her gesamthaft zu erfassen und vergleichend darzustellen. Der Kreis war klein: Wie es das Gruppenbild der Teilnehmer an der Ministertagung von 1937 zeigt (30), umfasste er rund 20 Personen.

Zum Schluss hält Widmer fest, dass der «entschlossene Widerstandswille der überwiegenden Mehrheit der Schweizer [...] das Wichtigste» war, um der Schweiz ein Überleben im Zweiten Weltkrieg zu sichern. (223) Empirisch fundieren lassen sich solche Aussagen nicht, so wie sich auch nicht evidenzbasiert belegen lässt, dass beispielsweise dem Aussenhandel, den Gold- und Devisentransfers, der Landesversorgung, dem Gotthardtunnel, der Anbauschlacht oder dem Reduit die Funktion des diesbezüglich entscheidenden Schlüsselfaktors zugekommen wäre. Fest steht immerhin, dass es die Alliierten waren, welche die Achse in die Knie zwangen und der Nazidiktatur ein Ende setzten.

*Benedikt Hauser (Tann)*